

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#1
2018

Prekäre Lebenswelten

Wie weit ist es nach unten?

Pflege und Prekarität Jana Jensen, Janine Kückhold, Nastasja Rostalski
und Daria Rybakova | Männlich, gebildet und prekär?
Annika Jungmann + Jubiläumsbeiträge 10 Jahre
Soziologiemagazin

MAGAZIN FÜR STUDIERENDE UND SOZIOLOGIEINTERESSIERTE

SOZIOLOGIE
MAGAZIN
Publizieren statt archivieren

SONDERHEFT

Fürsorge-Relationen

Theoretische und empirische Sichtweisen auf Care

JETZT als eJournal!

Das Geschlechterverhältnis in der Care-
Debatte Béatrice Alischer | Care-Lagen Sabrina Schmitt |
„Geben und Nehmen“ Maik Krüger

Außerdem: Expert_inneninterview mit Karin Jurczyk | ausgewählte Fachliteratur

Prekäre Lebenswelten

Liebe Leser_innen,

seit den 2000er Jahren hat der wissenschaftliche, politische, aber auch mediale und feuilletonistische Diskurs um Prekarität deutlich zugenommen. Die sogenannte ‚Soziale Frage‘ steht und stand wieder im Vordergrund diverser Parteiforderungen und damit auch im medialen Treiben. Auch Phänomene wie Ausgrenzung und Teilhabe sind in aller Munde. Und das ist auch gut so, denn Prekarität kann in (fast) allen Bereichen des Lebens auftreten, da Unsicherheiten zunehmend unsere Leben (mit)bestimmen. Für die Soziologie ist der Begriff zu einem Kennwort gesellschaftlicher Zeitdiagnostik avanciert: So spricht etwa der Soziologe Oliver Marchart von der Gegenwartsmoderne als einer *Prekarisierungsgesellschaft* und verdeutlicht damit, dass Prekarisierung alle betrifft. Auch Oliver Nachtwey betitelte sein jüngstes Buch mit *Abstiegsgesellschaft* und ruft damit ähnliche Konnotationen hervor. Mit dem Schlagwort „prekär“ werden in der Regel sehr unterschiedliche Gruppen belegt: alleinerziehende Eltern, Langzeitarbeitslose und -suchende, Schulabbrecher_innen sowie das sogenannte neue Dienstleistungsproletariat, das etwa Pflege- und Kreativberufe

umfasst. Aber auch die neuen Selbstständigen oder der akademische Mittelbau sind in diesem Zusammenhang hervorzuheben. Neben den Unsicherheiten auf den nationalen und internationalen Arbeitsmärkten sind es vor allem die Bildungs- Wohnungs- und Gesundheitsmärkte, die objektiv und subjektiv prekär verstanden werden.

Im Kontext der Prekaritätsforschung werden dabei insbesondere die jeweiligen Sozialräume untersucht, aber auch Themen wie Intersektionalität und Lebensverlaufforschungen werden behandelt. Dabei sind sowohl die objektiven Bedingungen als auch die subjektiven Wahrnehmungen von Prekarität entscheidend, da sie als Teil unserer Lebenswelten diese maßgeblich ko-konstruieren. Akteur_innen internalisieren die wahrgenommenen Unsicherheiten, welche auch Auswirkungen auf andere Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens haben.

Mit unserer 17. Ausgabe *Prekäre Lebenswelten. Wie weit ist es nach unten?* wollen wir an dieses viel diskutierte Forschungsfeld anknüpfen. Dabei versammeln wir Beiträge und Interviews, die sich mit Prekarität im Wissenschaftsbetrieb und der Care Arbeit auseinander setzen, sowie die subjektive Wahrnehmung prekär lebender Geflüchteter rekonstruieren.

Zum Einstieg in den Schwerpunkt *Prekäre Lebenswelten* führte Sarah Kaschuba zwei Interviews zu den prekären Zuständen in der Wissenschaft. Im ersten Gespräch

thematisiert der Soziologe und Kulturwissenschaftler Peter Ullrich (TU Berlin) die prekären Beschäftigungsstrukturen an deutschen Hochschulen, die sich durch ein fast einzigartiges Missverhältnis zwischen befristeten Stellen und unbefristeten Professuren auszeichnet. Ullrich hebt zum einen die verbreiteten Subjektivitäten im Mittelbau und zum anderen die objektiven universitären Strukturen hervor, welche seiner Ansicht nach nicht förderlich sind, um kollektiv den prekären Arbeitsstrukturen entgegen zu treten. Für die erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem Thema und um eine Verbesserung der strukturellen Voraussetzungen zu forcieren, gründete er das Netzwerk für *Gute Arbeit in der Wissenschaft*. Im zweiten Interview schildern darüber hinaus die *unter_bau* Vertreter_innen David und Rike ihre hochschulpolitische Arbeit als Verein. Dabei erläutern sie ihre zentralen Ziele als Basisgewerkschaft und setzen sich für Empowerment und Partizipation an der Universität ein.

In unserem Schwerpunkt findet ihr zwei Artikel zum Thema Prekarität. Im ersten Beitrag zum Thema Vielfachpflege untersuchen die Autorinnen Jana Jenßen, Janine Kühnhold, Nastasja Rostalski und Daria Rybakova in *Pflege und Prekarität* die Lebenszusammenhänge von vielfachpflegenden Frauen. Anhand einer Fallstudie zeigen sie, welche Konsequenzen sich aus prekärer Care-Arbeit für den gesamten Lebenszusammenhang ergeben können.

Dabei arbeiten die Autorinnen heraus, dass die objektive Prekarität subjektiv nicht vollumfänglich wahrgenommen, sondern als Vorteil verstanden wird. Im zweiten Artikel *Männlich, gebildet und prekär?* thematisiert Annika Jungmann auf Grundlage biographischer Interviews die äußere und gefühlte Prekarität Geflüchteter aus Syrien in Deutschland. Zentral sind hierbei die jeweiligen Bewältigungsstrategien der Befragten, die trotz ähnlich prekärer Lebensumstände ihre Situationen nicht ähnlich prekär bewerten. Tamara Schwertel schließt den Schwerpunktteil mit einer Literaturübersicht zu sozialwissenschaftlichen Monographien, Sammelbänden und Studien zum Thema ‚Prekäre Lebenswelten‘ ab.

Neben dem Schwerpunktthema feiern wir das elfjährige Vereinsbestehen des *soziologiemagazin e.V.* und den zehnten Jahrgang des *Soziologiemagazins*. Stellvertretend für die Redaktion reflektieren Markus Rudolphi und Maik Krüger in ihrem Beitrag *Geschichte des Soziologiemagazins* über die Höhen und Tiefen der Vereins- und Heftgeschichte. In einem weiteren Jubiläumsbeitrag arbeitet Andreas Schulz in seinem Artikel *Quo Vadis Soziologiemagazin* die Rolle des Soziologiemagazins als öffentliche Soziologie-Plattform heraus. Auf Grundlage des zwischen November und Dezember 2017 durchgeführten Survey zum Ist- und Soll-Zustand des Magazins entstand ein umfassender Bericht über die Leser_innen Befragung. Neben der

Darstellung der wichtigsten Umfrageergebnisse und der Beschreibung der bisherigen Publikations- und Repräsentationsarbeiten folgt eine Auseinandersetzung über die Public Sociology-Potentiale des Magazins. Im abschließenden Heftteil werden anhand von zwei Buchbesprechungen aktuelle Forschungsfelder der Kultur- und Sozialwissenschaften in den Fokus gesetzt. Den Anfang macht Sebastian Giessler mit seiner Rezension zu Andreas Bischofs Monographie *Soziale Maschinen bauen. Epistemische Praktiken der Sozialrobotik*. Er kommt zu dem Schluss, dass diese komplexe wissenschaftssoziologische Studie nicht nur für Wissenssoziolog_innen interessant ist, da am Beispiel der Sozialrobotikforschung aufzeigbar ist, welche äußeren Einflüsse auf das Wissenschaftssystem einwirken. Er betont dabei die gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen, die sich aus dieser Interpenetration von Wirtschaft und Politik ergeben. Der von Ove Sutter und Valeska Flor herausgegebene Band *Ästhetisierung von Arbeit* widmet sich der interdisziplinären Annäherung an das Ausgabenthema und ist Gegenstand der zweiten Buchbesprechung von Andreas Schulz. Wie prekär ästhetisierende Arbeit in Museen oder allgemein in der Kreativbranche sein kann, wird auch hier deutlich. Als weitere Redaktionsbeiträge findet ihr eine Tagungs- und Konferenzübersicht sowie unsere Mitmachseiten in diesem Heft.

Abschließend noch etwas in eigener Sache: Unsere Redaktion ist bestimmt durch das ehrenamtliche Engagement aller Mitarbeiter_innen. Diese wollen zum einen ihre Passion für die Soziologie in die Redaktion einbringen und zum anderen Erfahrungen in der Vereins- und der redaktionellen Arbeit sammeln. Unser Wunsch, einen Beitrag zur Wissenschaftskommunikation zu leisten, hat uns über die unterschiedlichen Forschungs- und Arbeitsinteressen der einzelnen Redaktionsmitglieder stets als Gruppe verbunden. Ein solches Interesse, Studierenden und jungen Nachwuchswissenschaftler_innen eine erste Grundlage zur Partizipation am sozialwissenschaftlichen Diskurs zu ermöglichen, hatte auch unser langjähriger Redakteur Maik Krüger. Nach neun Jahren verlässt er die Redaktion des Soziologiemagazins, um sich neuen Aufgaben und Herausforderungen zu widmen. Wir danken dir von Herzen für deine tolle Arbeit und wünschen dir nur das Beste für die Zukunft!

Zum Schluss danken wir euch, den Leser_innen, ganz besonders für euer Interesse an unserem Magazin, fürs Diskutieren und Teilen unserer Beiträge, des Calls und ganz besonders allen, die ihre Arbeiten eingesendet und mit uns gearbeitet haben. Wir wünschen euch nun viel Freude beim Lesen unserer 17. Ausgabe!

Stellvertretend für die Redaktion des *Soziologiemagazins* Andreas Schulz

1 / 2018

Editorial.....	1
Prekäre Lebenswelten von <i>Andreas Schulz</i>	

Interviews

Über die prekären Zustände im deutschen Wissenschaftsbetrieb.....	6
Ein Experteninterview mit Dr. Dr. Peter Ullrich der TU Berlin <i>geführt von Sarah Kaschuba</i>	
Über die Vernetzung des Unterbaus in der prekarierten akademischen Beschäftigung	12
Ein Interview mit Vertreter_innen der Hochschulgewerkschaft unter_bau <i>geführt von Sarah Kaschuba</i>	

Schwerpunkt

Pflege und Prekarität.....	19
Eine Untersuchung zum Lebenszusammenhang von vielfachpflegenden Frauen von <i>Jana Jenßen, Janine Kückhold, Nastasja Rostalski und Daria Rybakova</i>	
Männlich, gebildet und prekär?.....	37
Objektive und subjektive Prekarität geflüchteter Syrer in Deutschland von <i>Annika Jungmann</i>	
Literatur zum Thema	56
von <i>Tamara Schwertel</i>	

Jubiläum: 10 Jahre SozMag

Geschichte und Perspektive des Soziologiemagazins.....	64
Entstehung und Perspektiven 2007 bis 2017 von <i>Maik Krüger und Markus Rudolfi</i>	
Quo Vadis Soziologiemagazin?	71
Öffentliche Soziologie zwischen Ist- und Soll-Zustand von <i>Andreas Schulz</i>	

Rezensionen

Andreas Bischof (2017): Soziale Maschinen bauen.....	88
von <i>Sebastian Gießler</i>	
Ove Sutter und Valeska Flor (Hrsg.) (2017): Ästhetisierung der Arbeit.....	95
von <i>Andreas Schulz</i>	

Aus der Redaktion

Tagungen und Termine	104
Redaktionsteam und Danksagung.....	106
Impressum.....	109

INTERVIEW



„In Deutschland gibt es eine Extremkonkurrenz, die durch weiterbestehende ‚feudale‘ Strukturen persönlicher Abhängigkeiten verstärkt wird.“

Über die prekären Zustände im deutschen Wissenschaftsbetrieb

6

Ein Interview mit Peter Ullrich (TU Berlin)

von Sarah Kaschuba

SozMag: *Lieber Peter, wir haben uns das letzte Mal im März 2017 auf der Jahrestagung der DNGPS gesehen, auf der ich mit dir, Britta Ohm (Uni Bern) und Sanna Hübsch von der Hochschulgewerkschaft unter_bau eine Podiumsdiskussion durchgeführt habe. Der Titel des Panels: „Prekäre Arbeit in der Wissenschaft“. Wie hast du die Veranstaltung in Erinnerung?*

Ullrich: Die Podiumsdiskussion war eine von sehr vielen Veranstaltungen, an denen ich in der letzten Zeit zu diesem Thema teilgenommen habe. Auffällig war an

diesem Abend die überschaubare Besucher_innenzahl. Das hat vielleicht eine gewisse Aussagekraft über die Mobilisierungsentwicklungen im Mittelbau – von studentischen Hilfskräften bis zu den prekär-mobilen Wissenschaftler_innen: Man ist sich einig in der Klage über die Zustände, handelt aber noch zu wenig. Die objektiven Beschäftigungsstrukturen (prekäre Mobilität) und die verbreiteten Subjektivitäten (individualisiert, selbstunternehmerisch) sind nicht engagementförderlich und schwächen die kollektive Konfliktfähigkeit.

Dr. Dr. Peter Ullrich

Soziologe und Kulturwissenschaftler Dr. Dr. Peter Ullrich ist Ko-Leiter des Bereichs „Soziale Bewegungen, Technik, Konflikte“ am Zentrum Technik und Gesellschaft der TU Berlin mit einem Schwerpunkt auf Protest-, Polizei- und Antisemitismusforschung. Derzeit arbeitet er an einer Analyse der Gewaltdynamiken während der Hamburger G20-Proteste. Anfang 2017 gründete er mit Kolleg_innen die Mittelbauinitiative „Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft“ (www.mittelbau.net).



SozMag: *War dieser Mangel an Mobilisierung auch einer der Faktoren, die zur Gründung des Netzwerks für Gute Arbeit in der Wissenschaft beigetragen haben?*

Ullrich: Ja – für erfolgreichen Arbeitskämpfe und andere hochschulpolitische Auseinandersetzungen fehlten fast alle strukturellen Voraussetzungen, unter anderem eine Vernetzung der vielen lokalen und dezentralen Initiativen von Mittelbau, Hilfskräften, Qualifikand_innen, Postdocs, Privatdozent_innen usw., die sich durchaus in jüngster Zeit verstärkt bilden.

SozMag: *In einem Beitrag in der „Soziologie“ (Ullrich 2016) beschreibst du das akademische Prekariat recht eindrucksvoll: Etwa 80 Prozent der wissenschaftlichen Tätigkeiten werden im sogenannten Mit-*

telbau verrichtet. Unterhalb einer Professur gibt es fast keine unbefristeten Stellen, die meisten laufen nur für ein Jahr und oft nur in Teilzeit. Britta Ohm (2016) beschrieb den durchschnittlichen Lohn für einen Lehrauftrag ohne Anstellung in Ostdeutschland mit 200-700 Euro für das ganze Semester. Sowohl dein als auch Ohms Beitrag verdeutlichen: In der deutschen Wissenschaft läuft alles auf das Erreichen einer Professur hinaus, deren Anzahl wiederum stark begrenzt ist. Ist das einer der bedeutendsten Katalysatoren des akademischen Prekariats? Ist wissenschaftliche Tätigkeit unterhalb einer Professur überhaupt ohne prekäres Leben möglich?

Ullrich: In der deutschen Wissenschaft herrscht ein fast einzigartig starkes Missverhältnis zwischen befristeten Stellen

und den unbefristeten Professuren. Viele werden durch die aufgeblähte Graduierten- und Postdocförderung und den Drittmittelwahn in die akademische Laufbahn hineingesogen, aber die überwiegende Mehrheit hat in der Wissenschaft keine Verbleibsperspektive. Gerade weil die Laufbahn hierzulande bei sehr später akademischer Selbständigkeit nur auf die Professur hinauslaufen kann, erfährt man erst extrem spät im Lebensverlauf, ob man eine Bleibeperspektive hat.

8 Insgesamt hat die herausgehobene Stellung der Professur einen starken Einfluss auf die prekären Arbeitsbedingungen unterhalb dieser. Aber das ist nicht der einzige Faktor. Den Kontext bilden die neoliberale Ökonomisierung der Hochschulen und der Hochschulpolitik, der academic capitalism. In Deutschland schafft dies eine politisch gewollte und durchgesetzte Extremstkonkurrenz auf diesem Arbeitsmarkt, die durch weiter bestehende ‚feudale‘ Strukturen persönlicher Abhängigkeiten in ihren Auswirkungen auf die Beschäftigten noch verstärkt wird. Es gibt im deutschen Lehrstuhlssystem ein zudem hohes Maß an Informalität, welches hinderlich für die Selbstorganisation und das Austragen von Konflikten ist.

SozMag: *Ist das eigentlich ein Problem insbesondere der Sozial- und Geisteswissenschaften oder kann man das auf die gesamte deutsche Wissenschaft anwenden?*

” In der deutschen Wissenschaft herrscht ein fast einzigartig starkes Missverhältnis zwischen befristeten Stellen und den unbefristeten Professuren.

Ullrich: Es ist ein gesamtwissenschaftliches Problem aufgrund der gesetzlichen Rahmenbedingungen, die für alle gelten, etwa durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) – das de facto reguläre Wissenschaftsbeschäftigung auf zwei bis zu sechsjährige Qualifikationsphasen beschränkt. Dann muss man eine Professur erreichen oder sich mit eigenen Drittmitteln quasi selbständig machen oder ist raus. Dennoch gibt es hier aber Unterschiede, weil etwa im MINT-Bereich viel mehr Möglichkeiten existieren, nach der Promotion in die Industrie zu gehen – und in der Regel promovieren beispielsweise Chemiker_innen auch aus diesem Grund. In Fächern mit hohem Konkurrenzdruck aus der Wirtschaft (etwa Informatik und Jura) gibt es in der Regel auch deutlich bessere Vertragsbedingungen, also beispielsweise weniger unfreiwillige Teilzeit. Neben den gesetzlichen Rahmenbedingungen gibt es noch weitere fächerüber-

greifende strukturelle Problemlagen. Auch die Wissenschaft ist geprägt durch stark vergeschlechtlichte Arbeitsteilung: so sind weiblich codierte Reproduktionstätigkeiten in der Wissenschaft wie Lehre und Beratung nicht karriereförderlich, sondern nur die ‚produktive‘ Forschung. Insgesamt kann man also festhalten: Erstens läuft die akademische Laufbahn einspurig auf die Professur hinaus und zweitens sind zur Erreichung einer solchen ganz spezifische Fokussierungen und vor allem Ressourcen nötig, um die lange Durststrecke durchzuhalten – etwa eine gute finanzielle Unterstützung, Rücksichtnahme der Familie oder der Lebenspartner_innen und ein starkes Netzwerk.

SozMag: *Um einmal auf das WissZeitVG einzugehen: Im März 2016 trat eine Novelle des Gesetzes in Kraft, nach der die Befristungsdauer der Qualifizierung angemessen sein soll und nach der Vertragslaufzeiten bei Drittmittelprojekten dem Projektzeitraum entsprechen sollen. Gleichzeitig wurde der Geltungsbereich des Gesetzes auf Personen eingeschränkt, die eine Qualifikation zum Ziel haben, wodurch Lehrkräfte oder nicht-wissenschaftliche Mitarbeiter_innen nicht mehr unter Berufung auf das WissZeitVG befristet beschäftigt werden können. Freya Gassmann und Eike Emrich (2018) stellen in einer quantitativen Inhaltsanalyse von Stellenausschreibungen der Universität des Saarlandes zwischen 1999 und 2017 fest, dass die Novelle in der Tendenz offenbar*

zu längeren Vertragslaufzeiten geführt hat. Wie bewertest du diese Gesetzesänderung?

Ullrich: Ich wäre vorsichtig, aus dieser sehr kleinräumigen Studie schon klare positive Signale herauszulesen – auch wenn ich natürlich hoffe, dass die Tendenz auch bundesweit zutrifft. Trotzdem bin ich skeptisch, aus zwei Gründen. Das Gesetz geht erstens nicht weit genug, zum Beispiel ist die familienpolitische Komponente weiter nicht verbindlich. Und am Grundproblem, dass das Gesetz de facto zu einer Beschäftigungsgrenze für Wissenschaftler_innen führt, ändert sich nichts. Zweitens sind die Hochschulen inzwischen sehr rege dabei, die Vorschriften kreativ zu umgehen, indem eine Vielzahl möglicher Qualifizierungsziele zusammengestellt wird (Unterrichten, Anträge schreiben usw.), die dann wieder als Befristungsgründe extreme Kurzzeitverträge ermöglichen. Der Gesetzgeber hat bei der Qualifizierungsbindung zwar Dissertation und Habilitation gemeint, aber um diese Qualifizierungsziele, die längere Verträge implizieren, als maßgeblich zu verankern, müssen wohl erst Hochschulen erfolgreich verklagt werden.

SozMag: *Nun sind von diesen schwierigen Arbeitsbedingungen ja nicht gerade wenige Menschen betroffen und auch nicht erst seit Kurzem – dennoch vernimmt man in der Öffentlichkeit kaum starken Protest dagegen. Woran liegt das?*

Ullrich: Es gibt schon einen wachsenden Unmut über die prekären Arbeitsbedingungen, wenn auch noch keine Massenbewegung. Wie eingangs gesagt, wirken objektive und subjektive Faktoren hier zusammen. Objektiv hinderlich ist die Beschäftigungsstruktur prekärer Mobilität: Es gibt nur kurze Verweildauern in den Arbeitsstellen, wodurch es schwierig ist, innerinstitutionelles kulturelles und soziales Kapital zu akkumulieren, was man braucht, um sich erfolgreich in Gremien zu engagieren. Zudem muss man sich der Wissenschaft extrem stark widmen, um in der extremen Konkurrenz bestehen zu können. Im Zweifelsfall, so mein Eindruck, arbeitet man also lieber noch schnell am nächsten Paper als sich wenigstens 1-2 Stunden pro Woche politisch-gewerkschaftlich einzubringen. Außerdem fehlen die Hebel, um die entscheidenden bundespolitischen Arenen unter Druck zu setzen. Darüber hinaus ist der gewerkschaftliche Organisationsgrad extrem niedrig.

SozMag: *Und die Gewerkschaften? Haben GEW oder Ver.di diesen Bereich zu wenig auf dem Schirm?*

Ullrich: Unser Netzwerk arbeitet mit der GEW und Ver.di gut zusammen, jedoch besteht zwischen beiden auch eine Konkurrenz, die ein übergewerkschaftliches Handeln erschwert; da bestimmen im gewissen Sinne ‚egoistische‘ Organisationsinteressen zu sehr das Handeln.

SozMag: *Kommen wir genauer auf deine Initiative zu sprechen. Du hast im Januar 2017 das Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft (<http://mittelbau.net/>) mitgegründet. Auf eurer Website begründet ihr euer Engagement vor allem mit einer unzureichenden Vernetzung des Mittelbaus, wodurch bessere akademische Arbeitsbedingungen nur schwierig erstritten werden können. Konntet ihr an dieser Situation in eurem nun fast einjährigen Bestehen schon etwas ändern? Wie sieht eure Arbeit dabei aus?*

Ullrich: Wir haben mit dem Netzwerk einige Impulse der letzten Jahre aufgegriffen und sind der Meinung, dass eigentlich ein Streik nötig wäre. Wir wollen hierfür eine Vernetzung der Initiativen herstellen. Wir wollen auch dazu beitragen, den Organisationsgrad der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu erhöhen und die Gründung von Mittelbauinitiativen zu unterstützen. Unser Ziel besteht dabei in einer Demokratisierung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen und einer radikalen Verbesserung der akademischen Beschäftigungssituation, was wir durch insbesondere zwei Hauptforderungen verdeutlichen: Erstens das Ende des Sonderbefristungsrechts zumindest nach der Promotion. Mit dieser sollte es eine Festanstellung geben. Warum sollen in der Wissenschaft nicht dieselben Standards gelten wie in anderen Berufsfeldern auch? Zweitens fordern wir die Abschaffung des Lehrstuhlprinzips.



Lehrstühle erscheinen wegen ihrer personengebundenen Ausstattungen wie konkurrierende kleine Fürstentümer.

Lehrstühle erscheinen wegen ihrer personengebundenen Ausstattungen wie konkurrierende kleine Fürstentümer. Unserer Ansicht nach sollten Institutsressourcen entlang der übergreifenden Erfordernisse von Forschung und Lehre und auf solidarische und demokratische Weise zwischen allen Wissenschaftler_innen bei echter Mitsprache auch von Studierenden und wissenschaftsunterstützendem Personal verteilt werden. Diese Forderungen haben eine überraschend mobilisierende Kraft entwickelt, wir sind medial präsent und das Netzwerk wächst. Das stimmt mich trotz aller Strukturprobleme etwas optimistisch.

SozMag: *Gibt es ein aktuelles Projekt, an dem ihr gerade arbeitet?*

Ullrich: Kurz vor Jahresende hatten wir eine große Konferenz zusammen mit der GEW, auf der wir unsere jeweiligen Forderungen zur Diskussion gestellt haben. Anschließend haben wir in der Hochschulrektorenkonferenz protestiert. Jetzt arbeiten wir an einem Leitfaden zum Aufbau von Mittelbauinitiativen. Im Januar 2018 werden wir uns zusammensetzen und weitere Pläne für das neue Jahr konkretisieren.

SozMag: *Vielen Dank für deine Zeit und die eindrucksvolle Schilderung der prekären Zustände in der Wissenschaft. Viel Erfolg für euer weiteres Engagement!*

Das Interview führte Redaktionsmitglied Sarah Kaschuba am 22.12.2017 sowie am 1.02.2018.

LITERATUR

Gassmann, Freya/Emrich, Eike (2018): Wirkt die Novelle des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes? In: *Soziologie* 47(1), S. 7-25.

Ohm, Britta (2016): Exzellente Entqualifizierung: Das neue akademische Prekariat. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8, S. 109-120.

Ullrich, Peter (2016): *Prekäre Wissensarbeit im akademischen Kapitalismus. Strukturen, Subjektivitäten und Organisationsansätze in Mittelbau und Fachgesellschaften.* In: *Soziologie* 45(4), S. 388-411.

„Zentral ist für uns eine grundsätzliche
Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse“

Über die Vernetzung des Unterbaus in der prekarierten akademischen Beschäftigung

Ein Interview mit der Hochschulgewerkschaft unter_bau

von Sarah Kaschuba

SozMag: *Lieber David, liebe Rike, am 13. Januar fand euer Jahreskongress in Frankfurt am Main statt, bei dem ihr euer einjähriges Bestehen gefeiert habt. Wie war's?*

unter_bau: In erster Linie trifft sich auf dem Jahreskongress ja die Vollversammlung der Gesamtföderation des unter_baus: Damit gehen die Neuwahlen unserer Sekretariate einher, die mindestens einmal im Jahr stattfinden müssen.

Neben diesen organisatorischen Dingen ist der Jahreskongress aber vor allem deshalb eine schöne Veranstaltung, weil bei ihm

alle und alles zusammenkommen. Unsere Organisationsstruktur ist ja mittlerweile durchaus ausdifferenziert; beim Kongress waren dann aber aus allen Basisgruppen, Plattformen, Sekretariaten und Arbeitskreisen Menschen da. Es ist motivierend zu hören, was alles erreicht wurde und welche Projekte im letzten Jahr geplant und durchgeführt wurden, und einfach mal zu sehen, wie der unter_bau seit seiner Gründung als Gewerkschaft vor etwas mehr als einem Jahr gewachsen ist. Der jährliche Kongress soll aber auch Raum zur Reflexion darüber bieten, was wir

Hochschulgewerkschaft **unter_bau**

Die Hochschulgewerkschaft unter_bau (<https://unterbau.org/>) wurde im November 2016 an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main gegründet. In ihr versammeln sich Hochschulangehörige aller Ebenen mit dem Ziel, akademische Beschäftigungsbedingungen zu verbessern und Mitspracherechte zu stärken. Die Mitglieder Rike und David gaben uns in einem schriftlichen Interview Auskunft über ihre Arbeit.



noch besser machen können. Dieses Jahr haben wir zum Beispiel in Workshops dazu gearbeitet, wie wir unseren Anspruch, eine feministische Gewerkschaft zu sein, ernster nehmen können. Die Diskussion hat einige Ansätze ergeben, die wir im nächsten Jahr angehen wollen. Neben der ganzen inhaltlichen Arbeit haben wir den Kongress aber auch einfach dazu genutzt, gemeinsam zu feiern – quasi die Geburtstagsparty des unter_baus.

SozMag: *Was sind das beispielsweise für Projekte, die ihr seit eurer Gründung durchgeführt habt?*

unter_bau: Das erste Projekt, dem wir uns gewidmet haben – neben den Aufbau der Infrastruktur – war die Unterstützung durch ein Streikcafé und Vorträge der Tarifverhandlungen, die an der Goethe-Universität Frankfurt am Main letzten Februar stattgefunden haben, um vor allem der Förderung nach einem Tarifvertrag für

Hilfskräfte Nachdruck zu verschaffen. Dies steht bis heute offen.

Im Mai haben wir mit den Medizinstudent_innen einen Aktionstag organisiert, dessen Ziel es war, eine Verbesserung der Entlohnung des praktischen Jahres zu erreichen.

Nebenbei, und mit einer bestimmten Regelmäßigkeit, veranstalten wir kleine Schulungen für unsere Mitglieder und Interessenten in ganz verschiedenen Bereichen wie etwa Arbeitsrecht, Organizing [Maßnahmen zur Gemeinwesenarbeit und Mitgliedergewinnung], Öffentlichkeitsarbeit, Umgang mit IT, um die vorhandenen Wissenshierarchien abzubauen und die Möglichkeit für eine aktive Teilnahme an der gewerkschaftlichen Arbeit für alle Mitglieder weiter zu fördern.

SozMag: *Auf eurer Website beschreibt ihr euer Selbstverständnis als inklusive Basisgewerkschaft für alle an der Hochschule Beschäftigten – ob wissenschaftliche, studentische oder Mensa- und Reinigungsmitarbeiter_innen oder Angestellte der Verwaltung. Was sind eure zentralen Ziele und wie geht ihr vor, um diese zu erreichen?*

unter_bau: Grundsätzlich fahren wir immer eine doppelte Schiene. Zentral für uns ist natürlich eine grundsätzliche Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir uns befinden, angefangen bei deren Ausdruck in der Universität. Da wir aber nicht davon ausgehen, dass dies von einem Tag auf den anderen geschieht, sondern ein langwieriger Prozess sein wird, orientieren wir uns an bestimmten Problemen der an der Universität tätigen Menschen. Die Impulse für unsere Kämpfe und konkreten Ziele entstehen somit immer bei den Akteur_innen selbst. Das heißt, wo Menschen sich gegen den immer steigenden Druck wehren, wird damit begonnen, einen Kampf zu organisieren. Die Funktion, die hier der unter_bau als Gewerkschaft einnimmt, ist die Koordination der Kämpfe, Organisation der Betroffenen, Bereitstellung von Mitteln und Zukunftsweisung. Wir versuchen natürlich dabei auch aufzuklären und zu thematisieren, welche Probleme es gibt und welche Möglichkeiten es geben kann, diese anzugehen. Denn wir sind alle selbst Betroffene und der unter_bau ist sozusagen die Institution, die versucht, uns eine schlagfertige Form zu geben.

” Zentral für uns ist natürlich eine **grundsätzliche Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse** angefangen bei deren Ausdruck in der Universität.

Organisierung und Koordination könnten dabei als die zentralen Achsen betrachtet werden, durch die wir versuchen, unsere Ziele zu verwirklichen. Organisierung bedeutet zunächst Empowerment der Betroffenen: sich über Probleme auszutauschen, sehen, dass man nicht allein ist und versuchen zu zeigen, dass es auch anders geht. Dies soll sich dann zweitens auch in unserer inneren Struktur widerspiegeln: Was gerade angegangen werden soll, wird basisdemokratisch entschieden, Aufgaben werden unter allen verteilt, Machtstrukturen thematisiert und wir versuchen, diesen entgegenzuwirken. Es geht uns auch darum, Partizipation – diesen so oft verwendeten Begriff der Demokratie – umzusetzen; dies kann nur durch entsprechende Praktiken und Strukturen geschehen. Durch die Koordination versuchen wir, gemeinsam die Probleme anzugehen und somit solidarische Lösungen zu finden. Konkret bedeutet dies, dass zum Beispiel Hilfskräfte, Studierende und Mittelbau zusammen das Problem von überfüllten Lehrräumen und mangelnder Betreuung angehen. Dies, damit nicht Forderungen entstehen, die der einen Statusgruppe helfen, die andere jedoch in eine noch schlechtere Position bringen.

” **Partizipation kann nur durch bestimmte Praktiken und Strukturen erfolgen**

SozMag: *Wie ist es zur Gründung von unter_bau gekommen? Könnt ihr einmal erläutern, was genau an den derzeitigen akademischen Arbeitsbedingungen problematisch ist?*

unter_bau: Hier gibt es - wie bei so vielem - mehrere Geschichtsstränge, die auf eine glückliche, aber nicht unbedingt zufällige Weise im Laufe des Jahres 2015 zusammenkamen. Zu Anfang gab es einige Menschen, die noch bei den Studierendenprotesten der Jahre 2008–2009 dabei waren und – um es platt auszudrücken – aus deren Erfolgen und Niederlagen Schlüsse ziehen wollten. Zentral war dabei die Frage, wie Studierende längerfristig politisiert werden können, das heißt: ein theoretisches und praktisches Bewusstsein für die uns betreffenden Verhältnisse entwickeln. Dabei sollte immer das Selbst-aktiv-werden und -bleiben im Mittelpunkt stehen. Hier könnte teilweise die Genese des Strukturkonzepts des unter_baus gesehen werden. Andererseits haben sich ab dem Jahre 2015 an der Goethe-Universität viele Hilfskräfte mobilisiert, um bessere Arbeitsbedingungen und einen Tarifvertrag zu fordern. Obwohl durch diese Proteste eine kleine

” Wir bauen Strukturen auf, die der Vereinzelung von Statusgruppen und Individuen entgegenwirken sollen.

Lohnerhöhung erreicht wurde, war dies weit von den aufgestellten Forderungen entfernt. Problematisch waren vielleicht die fehlende strukturelle Verankerung sowie die Schwierigkeit, längerfristig Druck gegenüber der Universitätsleitung aufbauen zu können.

16 Diese zwei Stränge haben sich zusammen mit unterschiedlichen Menschen, die gerade auf der Suche nach neuen emanzipatorischen Praktiken waren, im Jahr 2015 zusammengefunden und die Struktur und programmatischen Grundlinien des unter_baus ausformuliert, durch die versucht werden sollte, die ausgeführten Probleme zu beheben.

Wie schon erläutert, betrachten wir die akademischen Arbeitsbedingungen nicht isoliert, sondern stellen sie in den Kontext des universitären und gesellschaftlichen Systems. Im allgemeinen Universitätsbetrieb lassen sich jedoch schon viele Problemfelder ausmachen, wie die überfüllten Seminarräume, sehr prekäre Arbeitsbedingungen im Mittelbau, keine Tarifbindung sowie niedrige Löhne bei den Hilfskräften, geschlechtliche Ungleichheiten in den Anstellungsverhältnissen – der Prozentsatz von männlichen Professoren ist viel höher als der der weiblichen, nur um ein Beispiel

zu nennen –, latenter und manchmal sehr deutlich zutage tretender Sexismus. Von Problemen wie der Struktur des Bafög oder des modularisierten Studiums abgesehen. Da dies nicht nur leere Phrasen sind, sondern Probleme, die den Alltag der Menschen direkt beeinflussen, glauben wir auch, dass diese unmittelbar angegangen werden können. Es gibt viele Spielräume, diese müssen nur in Anspruch genommen werden.

SozMag: *Wie gestaltet sich denn eure Zusammenarbeit mit Gewerkschaften wie der GEW oder Ver.di? Ihr seht euch selbst als alternative Hochschulgewerkschaft. Was unterscheidet euch von den „klassischen“ Gewerkschaften?*

unter_bau: Dies ist eine brennende und immer wieder aufgeworfene Frage. Als grundsätzlichen Unterschied würde ich unsere Struktur und unseren Ansatz betrachten. Wir arbeiten durch direkte Mandate, wir geben also der Basis die gesamte Entscheidungsbefugnis. Wir haben keinen bezahlten Funktionsapparat und wollen auch in Zukunft darauf verzichten. Unsere Ziele und Aufgaben werden von uns selbst gestellt und umgesetzt. Unseren

gesamtgesellschaftlichen Ansatz versuchen wir auch direkt in die Praxis umzusetzen. Das machen wir beispielsweise durch den Aufbau von Strukturen, die der Vereinzelung der Statusgruppen und Individuen entgegenwirken sollen. Dieses Modell muss sich natürlich noch bewähren und ist auch nicht frei von Problemen, deshalb sehen wir uns als eine Organisation der Lohnabhängigen, Beschäftigten und Student_innen mehr – neben den etablierten Gewerkschaften. Selbstverständlich ist Kritik ein zentraler Aspekt und diese sollte auch nicht an unserer Organisation fehlen. In Momenten der Formulierung und des Eintretens für Forderungen sehen wir es aber als sehr wichtig an, gemeinsam zu agieren.

Die Zusammenarbeit mit den anderen Gewerkschaften hat sich bis jetzt unterschiedlich gestaltet, es kam meistens auf die Situation an. Wir sind aber grundsätzlich offen für eine Zusammenarbeit.

SozMag: *Das klingt vielversprechend. Was steht dieses Jahr bei euch an? An welchem aktuellen Projekt arbeitet ihr gerade?*

unter_bau: Für dieses Jahr haben wir uns Mehreres vorgenommen. Zentral ist weiterhin der Ausbau der ganzen Organisation, also weiter Menschen für die Gewerkschaftsarbeit zu mobilisieren. Dies erreichen wir durch öffentliche Veranstaltungen, die sich zum Beispiel neuen Vorgaben der Universitätsleitung widmen,

wie die in Frankfurt eingeführte Zeitkontenregelung, oder allgemeiner der Hochschule im heutigen Wirtschaftssystem. Von hier aus ergeben sich dann auch die weiteren konkreten Ziele. So steht zum Beispiel noch immer der Tarifvertrag für Hilfskräfte auf der Agenda.

Zentral soll auch die Auseinandersetzung mit feministischen Inhalten und Kritik an patriarchalen Strukturen sein – sowohl intern als auch auf der Ebene der Universität. Intern wollen wir weiter unsere Frauen_strukturen stärken und feministische Inhalte auf allen Ebenen der Gewerkschaft stärker in Fokus stellen. Nach außen bemühen wir uns darum, andere Kämpfe zu unterstützen, wie etwa einen aktuellen Fall sexueller Übergriffigkeit eines Dozenten an einem der Fachbereiche der Goethe-Universität, uns bei der gerade stattfindenden stärkeren Vernetzung von Frauen_gruppen an der Universität zu beteiligen und durch öffentliche Veranstaltungen auf diese diskriminierenden Strukturen aufmerksam zu machen.

SozMag: *Vielen Dank für eure Zeit. Wir wünschen euch viel Erfolg für eure weitere Arbeit!*

Das Interview führte das Redaktionsmitglied Sarah Kaschuba im Januar 2018.

SCHWERPUNKT



Pflege und Prekarität

Eine Fallstudie zum Lebenszusammenhang einer vielfachpflegenden Frau

von Jana Jenßen, Janine Küchhold, Nastasja Rostalski & Daria Rybakova

19

Die zunehmende Prekarisierung von Erwerbsarbeit ist in modernen Gesellschaften oftmals Gegenstand wissenschaftlicher Debatten. Häufig bleiben dabei die Prekarität von Reproduktionsarbeit und die Prekarisierung von ganzen Lebenszusammenhängen bei Frauen wenig berücksichtigt, obwohl der gesellschaftliche Bedarf an Care-Work kontinuierlich wächst und Frauen für Prekarität besonders anfällig sind. Anhand einer Fallstudie, in der die subjektiven Deutungen sowie latente Sinnstrukturen mit Hilfe der objektiven Hermeneutik einer in mehreren Pflegetätigkeiten eingebundenen Frau herausgestellt werden, wird in diesem Artikel dargelegt, welche Konsequenzen sich aus prekärer (Care-)Arbeit für den gesamten Lebenszusammenhang ergeben können, wie dieser subjektiv wahrgenommen wird und unter welchen Bedingungen die Vereinbarkeit von Pflege im Beruf und in der Familie mit Privatleben gelingen kann.

abstract

Schlagworte:

Prekarität, Pflege, Care-Arbeit, Frauenerwerbstätigkeit, Coping, Anerkennung

Lebenssituation vielfachpflegender Frauen

Brigitte Aulenbacher verweist darauf, dass die Arbeits- und Lebenssituation von Frauen schon seit jeher stark prekäre Tendenzen aufweisen, da Frauenerwerbstätigkeit seit der Industrialisierung marginal und flexibel ist (vgl. Aulenbacher 2009: 65). Nach wie vor gibt es deutliche „Unterschiede in den Entgelttarifen von Frauen- und Männererwerbsdomänen“ (Lohr/Nickel 2005: 221), was als Beleg dafür dient, dass die strukturelle Diskriminierung der Teilhabe von Frauen an Erwerbsarbeit bisher noch nicht überwunden wurde. Damals wie heute stellen Lohndiskriminierungen gegen Frauen ein substantielles Problem dar (vgl. Motakef 2015: 82f.). Hinzu kommen die individuellen Lebensbedingungen, welche oftmals durch stetig wachsende Care-Aufgaben innerhalb der eigenen Familie geprägt sind. Dazu gehören die Versorgung der eigenen Kinder und das vielfältige Bemühen der Frauen, ihre pflegebedürftigen Eltern und Großeltern zu versorgen.

Frauen, die sowohl privat mindestens ein Kind sowie mindestens eine_n Bekannte_n oder einen/mehrere Angehörige/n pflegen und außerdem erwerbsmäßig Care-Aufgaben verrichten, werden im Folgenden als vielfachpflegende Frauen bezeichnet und stehen im Mittelpunkt dieser Forschungsarbeit. Unter dem Begriff „Kind“

werden leibliche Kinder, Enkelkinder, Pflegekinder, Stiefkinder und Kinder des_der Partners_Partnerin, die minderjährig sind und gemeinsam im Haushalt leben, gefasst. Zur besonderen Lebenssituation der Vielfachpflegenden zählen die erschwerte Vereinbarkeit, eine verstärkte zeitliche Entgrenzung, die mangelnde Planbarkeit des eigenen Lebens, die geringere gesellschaftliche Anerkennung sowie verhältnismäßig schlechte Entlohnung.

Besonders wenn Kinder oder andere Angehörige betreut werden müssen, fällt es oft schwer, die beruflichen und pflegebezogenen Anforderungen hinsichtlich räumlicher und zeitlicher Mobilität zu erfüllen. Zum großen Teil sind Frauen vor die Herausforderung gestellt, Erwerbsarbeit und Privatleben miteinander vereinbaren zu müssen, da sie aufgrund der sozialstaatlichen Aktivierungspolitik der Sphäre der Erwerbsarbeit vollwertig zur Verfügung stehen müssen, aber auch weiterhin in der häuslichen Sphäre die Hauptverantwortung tragen.

Dies geschieht vor dem Hintergrund von Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt, die dazu führt, dass auch in der Privatsphäre geschlechtsspezifische Arbeitsteilung produziert und reproduziert wird. Trotzdem müssen Frauen zwei sich entgegenstehenden Erwartungshorizonten entsprechen: Zum einen den der „guten“ Hausfrau und Mutter, zum anderen den der

allzeit verfügbaren Angestellten. Aufgrund dieser Problematik, auch doppelte Vergesellschaftung genannt (vgl. Becker-Schmidt 2008: 66f.), steigen die psychischen Belastungen und der Stresspegel. Frauen wollen und müssen den unterschiedlichen Anforderungen der beiden „Arbeitsbereiche“ im Wechsel gerecht werden. Folglich haben sie geringere zeitliche Spielräume, eigenen Bedürfnissen nachgehen zu können und für sich selbst zu sorgen (vgl. ebd.; Wimbauer 2012). Mit der Orientierung von Arbeitsmarktbedingungen an männlichen Normalbiographien (vgl. Hofbauer/Pastner 2000) und den Entgrenzungstendenzen der Arbeitswelt kann sich diese Problematik verschärfen (vgl. Wimbauer 2012). Das Problem der Vereinbarkeit spielt wegen der „besondere[n] Lage der Frauen durch ihre doppelte Einbindung in beide Arbeitsphären“ (Kleemann/Matuschek/Voß 2002: 24) eine wesentliche Rolle.

Zudem setzt die Sozialpolitik nun stärker auf private anstatt öffentliche Absicherung, sie insistiert zunehmend auf Eigeninitiative und zielt auf Arbeitsmarktaktivierung ab (vgl. Lessenich 2008). Die Folge dieser sozialstaatlichen Umorientierung sind Veränderungen von Anerkennungschancen, die den einzelnen Subjekten im sozialen Gefüge zuteilwerden. Anerkennung wird infolgedessen seither in verstärktem Maße über Erwerbsarbeit generiert, was folglich die Hausarbeit noch weiter entwertet (vgl. Voswinkel 2000).

Robert Castel und Klaus Dörre konstatieren zudem eine steigende Verunsicherung von Menschen, die auf die zunehmende Fragilität von Erwerbsarbeitsstrukturen zurückzuführen ist. Diese Verunsicherung aufgrund prekärer werdender Arbeitsbedingungen durch die Entsicherung von Arbeitsverhältnissen reicht bis in die Mittelschicht – und ist stark mit dem bereits oben beschriebenen Leitbildwandel des Sozialstaates innerhalb der Gesellschaft verbunden sowie mit der Liberalisierung des Arbeitsmarktes auch im Pflegebereich (vgl. Castel/Dörre 2009). Prekarität kann dabei objektive Faktoren wie das Haushaltseinkommen, Beschäftigungssicherheit, Möglichkeiten der Vorsorge wie auch zeitliche Ressourcen zur Selbstsorge und Pflege von Nahbeziehungen betreffen (vgl. Brinkmann et al. 2006). Insbesondere Frauen sind, wie bereits angedeutet, häufig von diesen objektiven Faktoren betroffen, aufgrund von Berufswahl und vermehrter Teilzeitarbeit ab dem Zeitpunkt der Familiengründung. Unter subjektiver Wahrnehmung von Prekarität wird dagegen das individuelle Erleben der eigenen Arbeits- und Lebenssituation verstanden, d.h., diese objektiven Faktoren müssen individuell nicht als prekär wahrgenommen werden. Und andersherum: Andere subjektiven Faktoren, wie beispielsweise die Ausgestaltung der eigenen Arbeitssituation, führen zur Wahrnehmung der Prekarität.

In dieser Untersuchung wurde der Schwerpunkt auf die subjektiven Aspekte von Prekarität gelegt, ebenso wie auf die zeitliche Entgrenzung aufgrund von Care-Arbeit bei Frauen. Die erwerbsmäßige Care-Arbeit ist oft mit unregelmäßigen Schicht- und Wochenenddiensten verbunden, was wiederum direkten Einfluss auf die Planungssicherheit auch im privaten Bereich hat. Pflegeaufgaben werden im Folgenden unter dem sozialwissenschaftlichen Begriff „Care“ gefasst. Care-Arbeit zielt dabei auf die „Unterstützung der Entwicklung, Wiederherstellung und Aufrechterhaltung von intellektuellen, körperlichen und emotionalen Fähigkeiten einer Person“ (Winker 2015: 22) ab und ist immer an den Bedürfnissen der zu betreuenden Person orientiert, sie schließt jedoch auch die Perspektive der Selbstsorge der Pflegeperson ein. Unterschieden werden kann zwischen „direkter Care“, der Arbeit am Menschen, wie beispielsweise Nahrung zu reichen, und „unterstützender Care“, also Einkäufe oder Hausarbeit für die zu pflegende Person zu erledigen (vgl. ebd.).

Dabei sollte jedoch auch eine ganzheitliche Perspektive auf Prekarität mitgedacht werden, da die mehrfache Einbindung in Care-Arbeit aufgrund derer geringen gesellschaftlichen Anerkennung und den Problemen, den Anforderungen der verschiedenen Care-Bereichen gerecht zu werden, sich auf den ganzen Lebenszusammenhang auswirken kann. Der

gesamte Lebenszusammenhang umfasst nach Christina Klenner et al. (2012) vier Dimensionen: Erwerbsarbeit, Fürsorgearbeit, Selbstsorge und soziale Teilhabe, wobei eine klare Trennung nicht immer gewährleistet werden kann, da alle Dimensionen in Bezug zueinanderstehen. Da vielfachpflegende Frauen qua Definition in mehreren Bereichen ihres Lebens Care-Arbeit leisten, stellt sich die Frage, ob und inwiefern Vielfachpflegende ihren objektiv prekären Lebenszusammenhang selbst als prekär wahrnehmen. Hierzu gab es bislang kaum Studien.

Im Rahmen des Forschungsseminars „Prekarisierung im Lebenszusammenhang“ bei Prof. Dr. Christine Wimbauer am Institut für Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin wurde als eigenes Forschungsprojekt ein leitfadengestütztes, narratives Interview mit einer vielfachpflegenden Frau durchgeführt. Dabei wurde die Fragestellung wie folgt formuliert: „Wie nehmen vielfachpflegende Frauen ihren Lebenszusammenhang hinsichtlich ihrer objektiv prekären Situation und insbesondere in Bezug auf Anerkennung wahr? Wie wirkt sich die Vielfachpflege auf den Lebenszusammenhang aus?“

In diesem Artikel werden unter Einbezug des Anerkennungskonzepts von Axel Honneth die einzelnen Ergebnisse mit Fokus auf Anerkennung und Coping-Strategie vorgestellt.

Care-Work und Anerkennung

In Anlehnung an Gerd-G. Voß' und Hans J. Pongratz' Theorie der *Arbeitskraftunternehmer* beschreibt Gabriele Winker den umfassenden Wandel von Care-Tätigkeiten, der zum Arbeitskrafttypus der „Arbeitskraftmanagerin“ (vgl. Winker 2015) führt. Die Arbeitskraftmanagerin muss sowohl zeitlich wie örtlich sehr flexibel agieren, wobei sie sowohl Erwerbsarbeit als auch Care-Arbeit leistet und dabei selbstverantwortlich für das Gelingen der umfassenden Aufgaben bürgen muss. Vielfachpflegende müssen nicht nur ihren eigenen Alltag rational gestalten, sondern übernehmen auch oftmals die Verantwortung für die Gestaltung des Tagesverlaufs anderer Familienmitglieder.

Die Aufgabenbereiche von Care sind vielfältig: Haushaltsaufgaben, Körperpflege, Nahrung reichen, Mobilität ermöglichen, medizinische Versorgung, Verwaltungsaufgaben, finanzielle Angelegenheiten, Stellen von Anträgen, Begleitung zum Arzt, Beratung, Ermöglichen sozialer Kontakte, als Ansprechpartner selbst zur Verfügung stehen und emotionale Stütze sein. Alle diese Aufgaben sind zeitintensiv und schwer quantifizierbar.

Care-Work zeichnet sich durch einen hohen Anteil an Emotionsarbeit aus. Emotionen können evoziert oder unterdrückt werden, um die Diskrepanz zwischen den

” Wie wirkt sich die Vielfachpflege auf den Lebenszusammenhang aus?

eigentlichen und den sozial erwünschten Emotionen zu verringern (vgl. Hochschild 1990). Beispielsweise wird von den Pflegenden verlangt, in einer bestimmten Art und Weise auf die Bedürfnisse der gepflegten Person einzugehen, was dazu führt, dass eigene Gefühle unterdrückt und überspielt werden müssen.

Mit Ausübung von Care-Work geht eine Anerkennungsproblematik einher, da diese häufig unentgeltlich übernommen wird oder im Niedriglohnssektor angesiedelt ist und hierdurch eine geringere gesellschaftliche Anerkennung erfährt. An der Tatsache, dass vor allem Frauen diese übernehmen, wird deutlich, dass Arbeitsteilung auch etwas mit sozialer Gleichheit bzw. Ungleichheit zu tun hat. Anerkennung ist ein menschliches Grundbedürfnis und stellt die Grundlage der Selbstentwicklung dar (vgl. Honneth 1992; Honneth/Lindemann/Voswinkel 2013). Anerkennung finden Menschen, so Axel Honneth, in Gesellschaften mit industrieller Arbeitsteilung in drei Bereichen: Erstens in Form von Liebe innerhalb von Nahbeziehungen, zweitens in Form von Ansprüchen in einer

Rechtsgemeinschaft und drittens in Form von Wertschätzung für Leistung (vgl. Honneth 1992). Die erste Anerkennungsform stellt die emotionale Zuwendung dar, die wechselseitig in Primärbeziehungen mit einer starken Bindung an Gefühlen zwischen nur wenigen Personen generiert wird. Beispiele hierfür sind etwa Liebesbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschaften. Diese Beziehungen beruhen auf der reziproken Anerkennung: Jedes Subjekt innerhalb der Beziehung ist vom anderen in seiner Bedürftigkeit abhängig. Erst durch die wechselseitige Anerkennung der gegenseitigen Bedürftigkeit hinsichtlich emotionaler Zuwendung wird diese auf Dauer angelegt. Das Vertrauen in dauerhafte emotionale Zuwendung führt wiederum dazu, dass Menschen angstfrei Zeit mit sich alleine verbringen können. Durch die in dieser Zeit erfahrene Selbstwirksamkeit entwickeln Menschen Selbstvertrauen. Wichtig ist, dass es sich nicht um eine rein kognitive Anerkennung der Bedürftigkeit handelt, sondern um die gleichzeitige Freigabe und Bindung an die geliebte Person (vgl. ebd.). Diese Anerkennungsform basiert auf der Unterstützung der Selbständigkeit der anderen Person. Die Sphäre der Liebe steht für die Anerkennung des Individuums als individuelles Subjekt und ist damit im Bereich der Care von besonderer Bedeutung.

Anders verhält es sich mit der rechtlichen Anerkennung, die auf der kognitiven

und normativen Überlegung beruht, dass Menschen bereits als Mitglieder eines Gemeinwesens von Grund auf Rechte genießen. Indem ein Mensch anderen Gesellschaftsmitgliedern Rechte zugesteht, erlebt er sich selbst als Rechtsperson mit Ansprüchen. Erst durch die Achtung anderer Menschen als Rechtsträger_innen entwickelt sich die eigene Selbstachtung. Da diese Anerkennungsform normativ ist, ist sie historischen Veränderungsprozessen unterworfen (vgl. ebd.).

In späteren Ausarbeitungen (vgl. Honneth 2003; Honneth 2013: 22ff.) entwickelt Honneth die Anerkennungsform der individuellen Leistungserbringung in einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Dabei werden Gesellschaftsmitglieder als Träger_innen von Fähigkeiten angesehen, denen ein bestimmter Wert für die gesellschaftliche Arbeitsteilung beigemessen wird. Welche Fähigkeiten als wertvoll angesehen werden, bestimmen diejenigen, die gesellschaftlich besser positioniert sind – in industriellen Gesellschaften sind dies vorrangig ökonomisch bessergestellte Männer (vgl. Wimbauer 2012: 38). Leistung wird als historisch variabel verstanden und ist in der heutigen arbeitsteiligen Gesellschaft vor allem durch die individuelle Leistung in der Erwerbssphäre zu generieren. Dies bedeutet, dass Haus- bzw. Pflegetätigkeiten im häuslichen Umfeld als eher minderwertig angesehen werden. Die Grundlage des Leistungsprinzips stellt

dabei, historisch wie aktuell, männliche, ökonomisch erfolgreiche Personen als Ideal fest und legitimiert die Ungleichheit und Geschlechterarrangements wie keine andere Dimension der Anerkennung (vgl. Wimbauer/Henninger/Gottwand 2007). Christine Wimbauer (2012) knüpft an Honneths Anerkennungstheorie an und zeigt auf, dass insbesondere Frauen in den drei oben genannten Sphären Vereinbarkeitsprobleme erleiden, die durch ambivalente Erfahrungen der Anerkennung und Nicht-Anerkennung geprägt sind.

Allerdings wurde an Honneths Theorie kritisiert, dass sie gerade diese ungleichen Anerkennungschancen von Frauen und Männern nicht berücksichtige (vgl. Neuhäuser 1994). Gleiches gelte für die Umverteilung von materiellen Gütern und für sozialstruktureller Unterschiede, wodurch der Aspekt der sozialen Gerechtigkeit vernachlässigt werde (vgl. Fraser 2003). Nichtsdestotrotz hat sich Honneths Klassifikation der Anerkennungsformen als wissenschaftlich brauchbar erwiesen.

Mit den Forschungsergebnissen zu vielfachpflegenden Frauen soll herausgefunden werden, wie sie selbst ihren Lebenszusammenhang wahrnehmen und ob sie sich für ihre Care-Arbeit anerkannt fühlen.

Forschungsdesign

Da die Sichtweise von *vielfachpflegenden* Frauen auf ihren Lebenszusammenhang ein Forschungsfeld darstellt, das in seiner Spezifität bisher noch wenig Aufmerksamkeit erhalten hat, sollte eine Erhebungsmethode gewählt werden, die auch ohne eine feste Vorstellung über den untersuchten Gegenstand zurechtkommt (vgl. Flick/Kardoff/Steinke 2015: 17). Um erste Erkenntnisse in einem noch unerschlossenen Forschungsfeld gewinnen zu können, eignen sich qualitative Untersuchungsmethoden (vgl. Helfferich 2009). In diesem Fall wurde sich für die Durchführung von narrativen Interviews entschieden. Für die Untersuchung wurden Frauen gesucht, die sowohl eine Erwerbsarbeit im Pflegesektor haben als auch im Privaten unentgeltlich Care-Arbeit leisten. Die zu Interviewenden sollten entweder ein oder mehrere Kinder betreuen/erziehen und eine/n oder mehrere pflegebedürftige Angehörige versorgen, da dann erst von Vielfachpflege gesprochen werden kann. Wir haben im Rahmen des Forschungsprojekts mehrere Interviews durchgeführt, exemplarisch wird hier die Auswertung eines Interviews als eine Fallstudie vorgestellt. Ausgewählt wurde die Interviewte, auf die die Auswahlkriterien der Vielfachpflege am meisten zutreffen, was einen höheren Erkenntnisgewinn bezüglich der Auswirkungen auf den Lebenszusammenhang der vielfachpflegenden Frau verspricht.

Als Auswertungsmethode wurde die objektive Hermeneutik gewählt. Der Methode liegt die Einsicht zugrunde, dass Subjekte von verinnerlichten, latenten Sinnstrukturen beeinflusst handeln (vgl. Wernet 2006). Das Ziel ist, diese latenten Sinnstrukturen aufzudecken und zu untersuchen, wie sich diese im Leben von Menschen entfalten. Dieser Anspruch ergibt sich aus der Annahme, die objektive Hermeneutik aufzeige die „objektiven Bedeutungsstrukturen derjenigen Ausdrucksgestalten [...], in denen sich der zu untersuchende Gegenstand oder die zu untersuchende Fraglichkeit authentisch verkörpert“ (Oevermann 1996: 4).

26

Mit dem aus narrativen Interviews (vgl. Schütze 1983) hervorgegangenen Datenmaterial können latente Sinnstrukturen der Handelnden, ihre Sicht- und Handlungsweisen, Lebensumstände und -situationen analysiert werden (vgl. Flick 2007: 228ff.). Das leitfadengestützte narrative Interview erhebt dabei nicht den Anspruch, repräsentativ für alle Vielfachpflegenden zu sein. Vielmehr soll der Fall dazu beitragen, Hypothesen zu bilden, die dann in möglichen Folgestudien verwendet werden können. Die vielschichtigen Faktoren der Prekariisierung im Lebenszusammenhang wurden im vorhandenen Forschungsdesign unter den folgenden Aspekten zusammengefasst (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 127): Aktuelle Lebenssituation (typischer Tages- bzw. Wochenablauf), Wohnsituation,

Familienstand (Art der Partnerschaft, Anzahl der Kinder), Arbeit (entlohnte und nicht entlohnte Tätigkeiten) und damit verbundene mögliche zeitliche Entgrenzung. Weitere wichtige Aspekte sind die finanzielle Situation (eigenes Einkommen, Haushaltseinkommen, Absicherung), Arbeitsteilung im Haushalt, die Möglichkeit von Vereinbarkeit (Unterstützung, Ressourcen), Gesundheit, Selbstsorge, Freundschaften, Freizeit und auch persönliche Interessen von vielfachpflegenden Frauen. Außerdem sollen die erfahrene Anerkennung und Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation analytisch greifbar gemacht werden.

Eine vielfachpflegende Frau: Der Fall Bianca Bischoff

Im Folgenden soll der Fall der Vielfachpflegenden Bianca Bischoff, deren Namen aus Datenschutzgründen abgeändert wurde, erläutert werden. Bianca Bischoff ist 44 Jahre alt, lebt in einer ostdeutschen Großstadt mit ihrer 12-jährigen Tochter, ihrem Partner und mehreren Haustieren in einem Mehrfamilienhaus am Stadtrand. Beruflich hat sie zunächst eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert und arbeitet nach einer Weiterbildung in einer Leitungsposition in einer Zentrale der häuslichen Krankenpflege. Sie ist abhängig beschäftigt und Hauptverdienerin eines Haushalts mit einem leicht unterdurchschnittlichen

Nettohaushaltseinkommen (vgl. Statistisches Bundesamt 2017: 30). Sie hat einen Arbeitsvertrag mit einer vereinbarten Arbeitszeit von 40 Stunden pro Woche, gibt jedoch an, oft Überstunden zu leisten, auch am Wochenende arbeiten zu müssen und tatsächlich bis zu 60 Stunden pro Woche zu arbeiten. Trotz der Leitungsposition muss sie aufgrund von Personalmangel auch „direkte Care“ leisten: *„So dass ich am Bett stehe in Notfallsituationen beziehungsweise krankenbedingt, Personalmangel, dit übliche. So wie überall, ja.“* Die zeitliche Entgrenzung nimmt Bianca hier wahr. Jedoch beschreibt sie ihre Arbeitszeitenregelung als einen wesentlichen Vorteil, der die private Pflege erst ermöglicht: *„Und dit is schon Luxus für mich.“*

Neben ihrer Erwerbstätigkeit pflegt sie ihre Mutter, die Leistungen der Pflegestufe 3 (Stand: November 2016) von der Pflegeversicherung erhält. Bianca ist außerdem zur gesetzlichen Betreuerin ihrer Mutter bestellt. Für die Pflege ihrer Mutter wendet sie etwa 10 Stunden pro Woche auf, hat allerdings auch eine 24-Stunden-Rufbereitschaft und permanente Erreichbarkeit als Betreuerin. Die Versorgung ihrer Tochter nimmt wochentags etwa zwei Stunden sowie das gesamte Wochenende ein. Für Freizeit sowie Hobbies gibt sie an, etwa alle vier Wochen zwei Stunden zur Verfügung zu haben.

Auswirkungen der Vielfachpflege auf den Lebenszusammenhang

Bianca Bischoff ist trotz privater Pflege und der Betreuung ihrer Tochter in Vollzeit erwerbstätig. Wie Susanne Kohler et al. feststellen, hängt das Gelingen der Ausübung einer Erwerbstätigkeit und der gleichzeitigen Einbindung in die private Pflege von der beruflichen Position, dem zur Verfügung stehenden Haushaltseinkommen, dem Familienstand, den im Haushalt lebenden Kindern sowie von der erlebten Unterstützung durch den Arbeitgeber ab (vgl. Kohler et al. 2012).

Im Fall von Bianca Bischoff gelingt die Vereinbarkeit aufgrund ihrer beruflichen Position als Leiterin einer Pflegedienststelle, wodurch sie ihrer Meinung nach zeitlich flexibel ist und somit den Anforderungen der privaten Pflege, wie beispielsweise ihre Mutter zu Arztterminen zu bringen, gerecht werden kann: *„ich glaube auch nur durch die Position kann ich dies privat als pflegender Angehöriger stemmen.“* Ein weiterer Grund für das Gelingen der Vereinbarkeit ist Biancas hohe Motivation, Pflege zu leisten. Ihre hohe Bereitschaft, Care-Work zu verrichten, gründet auf einer starken Identifikation mit den Werten ihrer Eltern, die Familienzusammenhalt, Fleiß und Bescheidenheit vorgelebt haben. Die Identifikation mit dem Wert des Familienzusammenhalts äußert sich zum einen darin, dass früher sowohl ihr

”

Ein weiterer Grund für das Gelingen der Vereinbarkeit ist Biancas **hohe Motivation, Pflege zu leisten.**

Vater als auch sie die Pflege ihrer Mutter übernommen haben, dass ihre Eltern in ihren Augen immer für sie da waren, auch wenn diese selbst hohen Belastungen ausgesetzt waren. Zum anderen zeigt sich dieser Wert darin, dass die Mutter eine zentrale Rolle in ihrem Leben einnimmt.

28 Biancas Erzählungen nehmen immer wieder auf die Mutter Bezug, offensichtlich misst sie ihr eine hohe Relevanz in ihrem Leben bei – vermutlich stellt die Mutter ein Vorbild für Bianca dar. Denn ihre derzeitige pflegebedürftige Mutter war selbst immer Vollzeit im Pflegebereich berufstätig und hat mehrere Kinder großgezogen, darunter auch Bianca, die kein leibliches Kind ist. Bianca hat somit zeitliche Entgrenzung bereits in ihrer Kindheit als Norm im Sozialisationsprozess beziehungsweise durch generationale Tradierung verinnerlicht. Das führt dazu, dass sie ihre eigene Leistung als selbstverständlich und somit nicht als besonders anerkennungswürdig betrachtet und ihre Arbeit bescheiden als „*dit übliche*“ bezeichnet.

Dies deutet eventuell auf eine charakteristische Sozialisation der vielfachpflegenden Frauen hin, denn schon im Kindesalter werden Mädchen mehr als Jungen in Haus-

arbeiten einbezogen und bekommen von ihren Müttern vorgelebt, dass diese den Großteil von Care-Work übernehmen (vgl. Becker-Schmidt 2008: 68f.). Ein weiterer Grund für die hohe Motivation zu pflegen ist Biancas Orientierung an den Bedürfnissen anderer, währenddessen sie ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellt. Sie setzt den Schwerpunkt ihrer Erzählung immer wieder auf die Bedürfnisse ihrer Mutter. Daraus lässt sich schließen, dass die Eltern-Kind-Beziehung einen besonderen Wert für Bianca darstellt und sie auf Grund des Vertrauens ihrer Mutter darin Anerkennung findet.

Die Betreuung ihrer 12-jährigen Tochter thematisiert Bianca nicht von selbst, sondern erst, nachdem die Interviewerinnen nachfragten. Dies könnte daran liegen, dass sie die Betreuung der Tochter selbst nicht als Care-Arbeit erachtet und in diesem Care-Bereich Unterstützung von ihrem Partner erhält – auch wenn Bianca hier mehr leistet. Nur auf Nachfrage berichtet Bianca, dass sie auf Grund des Schulwechsels der Tochter auf die Oberschule und der psychosozialen Betreuung ihrer Tochter während der Pubertät vor zusätzlichen Aufgaben gestellt wird. Zwar teilt ihr

Partner mit Bianca die Verantwortung für den gemeinsamen Haushalt und die Tochter („Da hab ich ja Glück“), aber in diesem Bereich leistet Bianca mehr. Wie in der Studie von Kohler et al. (2012) zeigt sich hier, dass bei einer Vollerwerbstätigkeit und Pflege von Angehörigen ein Unterstützungsnetzwerk generiert werden muss, was im Fall von Bianca hauptsächlich aus ihrem Partner besteht.

Eine weitere Erklärung für das Gelingen der Vielfachpflege ist, dass Bianca ihre Selbstsorge und soziale Teilhabe auf ein Minimum reduziert hat. Etwa einmal monatlich nimmt sich Bianca zwei Stunden Zeit für Freizeitaktivitäten. Dann trifft sie sich mit ihren Freund_innen. Gegenseitige Unterstützung in Freundschaften ist ihr dabei wichtig, die Realisierung jedoch oft schwierig. Wenn Bianca Zeit für sich hat, kann sie damit nur schlecht umgehen, weil sie es als eine Überforderung empfindet, aus ihrer selbst hergestellten Struktur auszubrechen. Ihre Freizeit wirkt für sie wie vergeudete, sinnentleerte Zeit, was als ein Hinweis auf Entgrenzung von Arbeit gedeutet werden kann: *„Also, dit is schon manchmal komisch, also so’ne Situation*

gibt’s auch, dass ick denn überfordert bin wat mach ick jetz mit mir.“

So kann die ständige Ausrichtung an den Bedürfnissen anderer, was insbesondere bei Care-Work der Fall ist, zu einem Selbstbezugsverlust führen. Da Care-Work einen hohen Grad an Emotionsarbeit (vgl. Hochschild 1990) und Empathie erfordert, müssen Pflegende sich von ihren eigenen Emotionen oftmals distanzieren oder die negativen Gefühle unterdrücken. Die soziale Norm, dass Frauen für das Wohlergehen anderer Sorge zu tragen haben, wird somit im Fall von Bianca durch ihre vielfache Einbindung in Care-Work derart gesteigert, dass fast ihr gesamtes Handeln von dieser Norm bestimmt wird. Ihre Selbstsorge wird von ihr vernachlässigt.

Hier zeigt sich, dass die Prekarisierung der Lebenssituation zu einer Zwickmühle führen kann. Die prekären Lebensumstände führen im Fall von Bianca Bischoff dazu, dass sie auch kaum Zeit mehr für das Nachdenken über ihre objektiv prekäre Lage hat bzw. sich diese Zeit nicht nimmt. So antwortet sie auf die Frage, ob sie sich denn an eine Situation erinnern könne, in

”

Eine weitere Erklärung für das Gelingen der Vielfachpflege ist, dass Bianca ihre Selbstsorge und soziale Teilhabe auf ein Minimum reduziert hat.

der sie sich mehr Unterstützung gewünscht hätte, mit:

Nee, also ich hab das alles immer irgendwie hinbekommen. Also ich glaub darüber denk ich auch nicht mehr nach, weil ich bin seit fünf Jahren, s. Seit guten fünf Jahren irgendwie in der Situation pflegender Angehöriger zu sein und da wird man irgendwann, geht man da rein. Da denkt man och nicht mehr drüber nach.

30 Folgendes Zitat gibt einen Hinweis darauf, dass es für Bianca eine Coping-Strategie darstellt, den eigenen Lebenszusammenhang nicht (mehr) in Frage zu stellen.

Wenn ick mich nur damit beschäftigen würde wie schlimm und wie schwer dit allet is, naja da drehst doch durch. Da haste keene Energie mehr. Dit jeht nicht. Da verbrennste ja deine janze Energie damit dir zu sagen oh wie schwer dein Leben is.

Weil sie annimmt, dass sie an ihren objektiven Lebensumständen nichts verändern kann, ist es für sie sinnhaft, sich die Zeit sowie emotionale Ressourcen zu sparen. Außerdem könnte das Nicht-Nachdenken über ihren objektiv prekären Lebenszusammenhang eine Abwehrstrategie darstellen. Allerdings kann dadurch der Prekarität schwerlich etwas entgegen gesetzt werden.

Umgang mit Prekarität

Die Vielfachpflege gelingt, ist aber mit Einschränkungen und Anstrengungen behaftet, wie der Fall Bianca zeigt. Die umfangreichen Aufgaben führen zu Belastungen, da die Pflegenden den unterschiedlichen Anforderungen sowohl der Erwerbs- als auch in der Privatsphäre gerecht werden müssen (vgl. Becker-Schmidt 2008: 66f.; Wimbauer 2012). Bianca versucht in der Erwerbsarbeit sowie zu Hause routinierte Arbeitsabläufe zu etablieren, dabei aber trotzdem Emotionsarbeit zu leisten, indem sie zum einen Nähe zu ihrer Mutter herstellen und für ihre Mitarbeiter_innen ein offenes Ohr haben möchte. Nur durch Routinen kann Bianca die Vielfachpflege gewährleisten.

Die starke zeitliche Belastung führt dazu, dass Bianca einer Output-orientierten, instrumentellen Handlungslogik folgt und insbesondere diese von anderen erwartet. Darunter ist zu verstehen, dass sie ihr Handeln nach Nützlichkeit ausrichtet: „*wär effektiver gewesen du wärst zu Mutti gefahren und hätst nich auf der Couch jelegen*“; auch das Handeln ihrer Mitmenschen wird danach bewertet. Sie erkennt beispielsweise Anerkennung ihrer Mitarbeiter_innen darin, dass „*[diese] regelmäßig auf Arbeit kommen*“ oder weil „*im Haushalt mal was [von ihrer Tochter] gemacht is oder die Tiere versorgt sind*“. Hier zeigen sich der von Karin Lohr und Hildegard Maria Nickel

identifizierte neue Vergesellschaftungsmodus, bei dem „Fremd- zu Selbstkontrolle, Selbstorganisation und Selbstökonomisierung“ (Lohr/Nickel 2005: 209) wird, da Handlungen (unbewusst) entlang von Nützlichkeitsabwägungen – also einer ökonomischen Verwertungslogik – strukturiert werden. Um die Vielfacheinbindung in verschiedene Care-Bereiche gewährleisten zu können, muss Biancas Alltag geplant und „fest getaktet“ sein. Ersichtlich werden Entsubjektivierungsprozesse von erwerbsmäßiger Care-Work, bei denen vorgegebene standardisierte Arbeitsabläufe dazu führen, dass Empathie nicht mehr in die Arbeit eingebracht werden muss und kann. So kann Biancas Aussage „Weil dit alles schon fest getaktet is“ als Ausdruck der vermehrt standardisierten Handlungslogik in der Pflegebranche gedeutet werden, die sich nun in ihrem gesamten Lebenszusammenhang bemerkbar macht. Dies ist gleichzeitig auch Ausdruck der zunehmenden Eigenverantwortung, in die die Subjekte für die Ausübung von Erwerbsarbeit gestellt werden. Da Bianca kaum staatliche Unterstützung bei der privaten Pflege ihrer Mutter erhält, ist sie dafür verantwortlich, die Vereinbarkeit der erwerbsmäßigen und privaten Pflege zu gewährleisten. So müssen die anderen Lebensbereiche (Fürsorgearbeit, Selbstsorge und soziale Teilhabe) der Logik der Erwerbsarbeit – einer festen zeitlichen Taktung – folgen, um Erwerbs- und Pfl egetätigkeit überhaupt parallel ausüben zu können.

Für Bianca stellt Care-Work an sich keine anerkennungswürdige Leistung dar, da diese für sie selbstverständlich ist. Die vermutlich generationell verankerte Selbstverständlichkeit findet darin Ausdruck, dass sie zum einen auf die Frage, wofür sie sich in ihrem Leben anerkannt fühlt, mit keinem Wort ihre Pfl egetätigkeiten, die sie bei Personalmangel in der Pfl egestelle verrichtet, erwähnt und zum anderen in ihrer Antwort auf die Frage, wofür sie gerne mehr Wertschätzung erhalten würde: „*Brauch ick nich, weil ick hab dit. Für mich is dit selbstverständlich.*“ Für Bianca stellt es einen nicht verhandelbaren Wert, ja geradezu eine unumstößliche Norm dar, ihre Mutter zu pflegen. Ihre starke Wertorientierung führt dazu, dass Bianca ihre eigene Leistung nicht als solche wertschätzen kann.

Allerdings bezieht sich die Selbstverständlichkeit nicht auf die gesamte Care-Work, die Bianca Bischoff verrichtet. So zeigt sich, dass sie Anerkennung – in Form von Vertrauen, das ihr ihre Mutter schenkt – in der direkten, körperbezogenen Pflege ihrer Mutter erfährt.

Auffällig ist, dass weder ihr Partner, noch ihre Freund_innen, noch ihre Geschwister in ihren Erzählungen über Anerkennung erwähnt werden. Das könnte darauf zurückzuführen sein, dass sie sich von ihnen nicht anerkannt fühlt. Bei ihrem Partner ergibt sich ein ambivalentes Bild: Zum

einen sagt Bianca klar, dass er sie unterstützt, jedoch erwähnt sie ihn nicht als sie davon erzählt, wofür sie sich in ihrem Leben anerkannt fühlt. Eine mögliche Erklärung wäre, dass für Bianca die Unterstützung genauso selbstverständlich ist, wie ihre eigene Arbeit. Dementsprechend deutet sie diese nicht als Anerkennung. Hingegen ist die Unterstützung ihrer Tochter für Bianca ein Zeichen von Anerkennung und wiederum selbst anerkennungswürdig, denn Kinder gelten selbst noch als pflege- beziehungsweise betreuungsbedürftig; von Kindern wird kein so hoher Selbstdisziplinierungsgrad erwartet wie von Erwachsenen.

32

Die objektiven Lebensbedingungen von Bianca schlagen sich auch in ihrer Sprache nieder. Sie spricht häufig in einer sachlich distanzierten Sprache von sich und anderen Menschen. Beispielsweise bezeichnet sie sich selbst als „*pflegender Angehöriger*“ oder berichtet über die Tochter, dass diese gerade „*ne ganz andere psychosoziale Entwicklung grade [hat]*“. Zudem werden persönliche Fragen oft abstrakt beantwortet: „*Dies is ja Anerkennung interpretiert ja jeder für sich selber ne?*“ oder „*irgendwann geht man da rein*“. Gefühle werden kaum thematisiert. Außerdem bezeichnet sie sich selbst als strukturierten Menschen: „*Also ick bin von Hause aus n' sehr- ähm sehr strukturierter Mensch.*“ All dies können Hinweise darauf sein, dass sie sich aufgrund ihrer verstärkten

Vereinbarkeitsproblematik als Subjekt mit eigenen Bedürfnissen und Emotionen kaum noch wahrnimmt, da sie einer funktional-instrumentellen Handlungslogik folgt.

Allerdings deutet die Sprachwahl auch auf eine gewisse Professionalität hin, die sie aufgrund ihrer Aus- und Weiterbildung besitzt. Um Care-Work in diesem Umfang leisten zu können, ist es des Weiteren vielleicht notwendig, sich von eigenen Emotionen zu distanzieren, um den Anforderungen an die Pflegearbeit gerecht zu werden und sich sowie die zu pflegende Person vor negativen Gefühlen zu schützen.

Auch lässt sich im Fall von Bianca ein Handeln im Sinne der „Arbeitskraftmanagerin“ beobachten, wobei die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit, privater Pflgetätigkeit und Kinderbetreuung selbständig und eigenverantwortlich gemanagt wird. Aufgrund der hierfür notwendigen Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbstrationalisierung ist es nicht verwunderlich, dass die rationale Strukturiertheit sowohl in der erwerbsmäßigen als auch in der privaten Pflege befolgt wird und Leistungskriterien ins Private übertragen werden.

Bianca deutet die zeitliche und räumliche Entgrenzung ihrer Erwerbstätigkeit (Überstunden und Zusatzaufgaben) als Chance, mit den hohen Anforderungen,

” Die objektive Prekarität wird als selbstgewählt und selbstbestimmt von Bianca gedeutet. [...] Trotz der prekären Lebenslage empfindet Bianca kein subjektives Anerkennungsdefizit.

die an sie gestellt werden, umzugehen. An der Stelle erkennt man die von Lohr und Nickel konstatierten „riskanten Chancen“, die sowohl vorteilhafte als auch nachteilige Auswirkung haben können (vgl. Lohr/Nickel 2005: 207ff.). Obwohl Biancas Leben stark aus von außen an sie herangetragenem Anforderungen besteht, deutet sie vieles als selbstbestimmt. Daran wird deutlich, wie Bianca darum ringt, Handlungsautonomie in ihrer prekären Lebenslage zu gewinnen: Die objektive Prekarität wird subjektiv nicht vollumfänglich wahrgenommen, vielmehr werden die prekären Arbeitsbedingungen als Vorteil ausgelegt.

Care = prekärer Lebenszusammenhang?

In Rückbindung an die Forschungsfrage – wie wirkt sich die Vielfachpflege auf den Lebenszusammenhang aus und wie werden diese Auswirkungen wahrgenommen – zeigt der Fall von Bianca Bischoff, dass Vielfachpflege mit hoher zeitlicher Entgrenzung einhergehen kann, was sich hier auf die Selbstsorge und soziale Teilhabe auswirkt. Die Vielfachpflege und

eine Vollzeitberufstätigkeit können in diesem Fall durch die Unterstützung des Partners und der zeitlichen Flexibilität in den Erwerbsarbeitszeiten gelingen. Außerdem scheinen das Alter der 12-jährigen Tochter und der damit schon erhöhte Grad ihrer Selbständigkeit dazu beizutragen, dass Bianca den Anforderungen gerecht werden kann. Ebenso von Vorteil sind ihre rechtlichen und fachlichen Kenntnisse im Bereich der Pflege. Auch können Coping-Strategien – das Festhalten an Werten wie etwa Familienzusammenhalt, die Nicht-Reflexion der eigenen Lebensbedingungen, die Distanzierung zu eigenen Bedürfnissen und die Vorstellung, ein selbstbestimmtes, handlungsautonomes Leben zu führen – zur Biancas Wahrnehmung des eigenen Wohlbefindens und damit zum Gelingen der Vielfachpflege beitragen.

Die objektive Prekarität wird als selbstgewählt und selbstbestimmt von Bianca gedeutet. Bianca sieht subjektiv auch kein Anerkennungsdefizit, was darauf gründet, dass sie Anerkennung inzwischen ausschließlich in Form von Unterstützung und Vertrauen wahrnimmt. Außerdem ist für

sie ihre geleistete Care-Work so selbstverständlich, dass sie dafür keine Anerkennung oder Wertschätzung erwartet. Bemerkenswert ist, dass Anerkennung sich im Auswertungsprozess als ein sehr komplexer Begriff erwiesen hat. Unklar bleibt, ob für Bianca Anerkennung und Wertschätzung gleichzusetzen sind (anscheinend benutzt Bianca Bischoff die Wörter als Synonyme) oder wie sie sie zueinander beziehen.

Hierbei lässt sich gouvernementale Subjektivierung – also Subjektivierung im weiteren Sinne – beobachten, die dazu führt, dass Subjekte sich zunehmend selbst in der Verantwortungspflicht dafür sehen, den Funktionslogiken verschiedener gesellschaftlicher Teilsysteme gerecht zu werden und diese miteinander zu vereinbaren. So wird Care-Work, die schon von jeher eine geringe symbolische gesellschaftliche Anerkennung erfährt, auch von Bianca größtenteils als nicht anerkennungsnötig erachtet. In dem vorliegenden Fall lässt sich vermuten, dass es unter den bestehenden Umständen gelingt, die komplizierte Situation zu bewältigen. Trotz der prekären Lebenslage empfindet Bianca kein subjektives Anerkennungsdefizit.

Private Pflege wird vereinzelt und unsichtbar hinter verschlossenen Türen erledigt. Dadurch ist eine Solidarisierung unter vielfachpflegenden Frauen erschwert. Ein gemeinsamer Kampf um mehr symbolische und materielle Anerkennung kam bisher kaum zustande.

Ausblick

Hinsichtlich der Vielfachpflegenden ist zu vermuten, dass in Ostdeutschland (aufgrund der damaligen DDR-Sozialisationen) Reproduktionsarbeit nicht als anerkennungswürdig bewertet wird, da diese bereits im Normensystem fest verankert ist und somit keine wertzuschätzende Leistung darstellt. Interessant wäre, der Frage nachzugehen, ob die Ausrichtung an den Bedürfnissen von anderen nicht nur ein typisch weibliches, sondern möglicherweise auch ein typisch ostdeutsches Phänomen sein könnte. Hierfür wären für einen Vergleich Fallstudien mit westdeutschen Vielfachpflegenden aus vergleichbaren sozialen Milieus sinnvoll – auch ein Vergleich zu vielfachpflegenden Männern wäre vorstellbar. Ein weiterer forschungsrelevanter Aspekt sind die Entsubjektivierungstendenzen von Care-Work. Wie erwähnt, handelt es sich hierbei um eine Entwicklung, die auf die zunehmende Privatisierung und Ökonomisierung des Dienstleistungssektors zurückzuführen ist. Eine effizienzorientierte Handlungslogik findet sich auch bei der interviewten Vielfachpflegenden wieder. Inwieweit sich diese Tendenz auch auf die private Pflege und das Verhältnis zu den zu pflegenden Angehörigen auswirkt, wäre eine interessante Fragestellung für eine Folgestudie.

LITERATUR

- Aulenbacher, Brigitte** (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 65–77.
- Becker-Schmidt, Regina** (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 65–74.
- Brinkmann, Ulrich/Dörre, Klaus/Röbenack, Silke/Kraemer, Klaus/Speidel, Frederic** (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.)** (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Flick, Uwe** (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines** (2015): Was ist qualitative Forschung? Ein Überblick. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 13–29.
- Fraser, Nancy** (2003): Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung. In: Honneth, Axel/Fraser, Nancy: Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 13–128.
- Helfferich, Cornelia** (2009): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Hochschild, Arlie Russell** (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hofbauer, Johanna/Pastner, Ulli** (2000): Der diskrete Charme der Diskriminierung. Ästhetisierung von Frauenerbeit als unscheinbare Form der Missachtung. In: Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (Hrsg.): Anerkennung und Arbeit. Konstanz: Universitätsverlag, S. 219–247.
- Honneth, Axel** (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, Axel** (2003): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: Honneth, Axel/Fraser, Nancy: Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 129–224.
- Honneth, Axel** (2013): Verwilderungen des sozialen Konflikts. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Honneth, Axel/Lindemann, Ophelia/Voswinkel, Stephan: Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 17–41.
- Honneth, Axel/Lindemann, Ophelia/Voswinkel, Stephan** (2013): Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Voß, Gerd-G.** (2002): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion. In: Moldaschl, Manfred/Voß, Gerd-G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München/Mering: Hampp, S. 53–100.
- Klenner, Christina/Menke, Katrin/Pfahl, Svenja** (2012): Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen? Opladen: Budrich.
- Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Neukirch, Sabine/Weßler-Poßberg, Dagmar** (2011): Prekarisierung im Lebenszusammenhang – Bewegung in den Geschlechterarrangements? In: WSI Mitteilungen Jg. 8, S. 416–422.
- Kohler, Susanne/Döhner, Hanneli/Kofahl, Christopher/Lüdecke, Daniel** (2012): „Ich bin dann selbst in so einer Art Hamsterrad...“ – Töchter zwischen Beruf und Pflege. Eine qualitative Untersuchung mit Töchtern von hilfe- und pflegebedürftigen Eltern. In: Pflege & Gesellschaft Jg. 4, S. 293–311.
- Lessenich, Stephan** (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.

Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (2005): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. In: Lohr, Karin/ Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 207–239.

Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: transcript.

Neuhäuser, Gabriele (1994): Familie und Anerkennung. Eine feministische Untersuchung der Familie in Hegels Rechtsphilosophie und in aktualisierenden Anerkennungstheorien. In: Studentexte zur Sozialwissenschaft Jg. 11. Frankfurt am Main: Springer VS.

Oevermann, Ulrich (1996): Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik. Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. Frankfurt am Main: Goethe-Universität.

Pongratz, Hans J./Voß, Gerd-G. (2003): Arbeitskraftunternehmer – Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: edition sigma.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. München: Oldenbourg.

Reichert, Jo (2015): Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 514–524.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis Jg. 3, S. 283–293.

Statistisches Bundesamt (2017): Laufende Wirtschaftsrechnungen. Einkommen, Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte. Online verfügbar unter Statistischem Bundesamt, https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/EinkommenVerbrauch/EinnahmenAusgabenprivater-Haushalte2150100157004.pdf?__blob=publicationFile (26.12.2017).

Voswinkel, Stephan (2000): Anerkennung der Arbeit im Wandel. Zwischen Würdigung und Bewunderung. In: Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (Hrsg.): Anerkennung und Arbeit. Konstanz: Universitätsverlag, S. 39–63.

Wernet, Andreas (2006): Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Wimbauer, Christine/Henninger, Annette/Gottwald, Markus (Hrsg.) (2007): Die Gesellschaft als ‚institutionalisierte Anerkennungsordnung‘ – Anerkennung und Ungleichheit in Paarbeziehungen, Arbeitsorganisationen und Sozialstaat. Opladen: Budrich.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Bielefeld: transcript.

ZU DEN AUTORINNEN

Jana Jenßen (34) Humboldt-Universität zu Berlin; MA Sozialwissenschaften; 5. Fachsemester; Geschlechter- und Arbeitsforschung.

Janine Kückhold (27) Humboldt-Universität zu Berlin, MA Sozialwissenschaft, 4. Fachsemester, Poststrukturalistische Theorien, Hegemonie- und Diskurstheorien, soziale Bewegungen.

Nastasja Rostalski (31) Humboldt-Universität zu Berlin, MA Sozialwissenschaften, 5. Fachsemester, Geschlechter- und Arbeitsforschung.

Daria Rybakova (23) Humboldt-Universität zu Berlin, MA Sozialwissenschaften, 5. Fachsemester. Politische und soziologische Theorien, Staatstheorie, politische Ideengeschichte.

Männlich, gebildet und prekär?

Objektive und subjektive Prekarität
geflüchteter Syrer in Deutschland

37

von Annika Jungmann

Prekarität wird im wissenschaftlichen Diskurs häufig als objektiv feststellbare Größe gehandelt. Selten wird die Wahrnehmung potenziell betroffener Personen mit einbezogen. Dabei ist es durchaus möglich, dass ihre Einschätzungen stark variieren. Männliche, syrische Geflüchtete sehen sich in Deutschland aktuell beispielsweise mit auffallend ähnlichen Problemen konfrontiert, aufgrund derer sie als prekär bezeichnet werden könnten. In durchgeführten narrativen Interviews bewerten die Befragten ihre Situation allerdings sehr unterschiedlich. Angeknüpft an aktuelle Themen der Flucht- und Prekaritätsforschung und mit Hilfe der Interviewanalysen untersucht dieser Artikel die Situation männlicher, syrischer Geflüchteter in Leipzig. Im Fokus steht dabei die Differenzierung zwischen ihrer objektiven und subjektiven Prekarität. Das Resultat zeigt eine komplexe Vernetzung von potenziellen Verwundbarkeiten und Bewältigungsstrategien auf.

abstract

Schlagerworte:

Syrien, Migration, Flucht, Verwundbarkeit, Subjektive Prekarität

Der Soziologe und Sozialphilosoph Pierre Bourdieu beschreibt Prekarität als „allgegenwärtig“. Sie trete in verschiedensten Bereichen auf und sei schwer zu verorten. Bei Betroffenen führe sie zu identischer Wirkung: einer Destrukturierung der Lebensführung und Planungsunsicherheit (vgl. Bourdieu 1998: 97). „Modernisierungsverlierer[_innen]“ sind besonders von dieser „relativen Armut“ betroffen, so der Journalist Frank Schirmmacher. Darunter zählt er unter anderem Migrant_innen, da diese in zahlreichen Bereichen benachteiligt sind (vgl. Schirmmacher 2007: 11). Syrische Geflüchtete sind per Definition auch Migrant_innen, aufgrund ihrer Flucht zeigen sich jedoch besondere Herausforderungen gegenüber anderen Migrant_innen (vgl. Kleist 2015: 153): Sie verließen ihr Heimatland aufgrund (politischer) Verfolgung und stellten entweder einen Asylantrag nach der Genfer Flüchtlingskonvention, wurden bereits als Geflüchtete anerkannt oder erhielten ein Bleiberecht (vgl. Angenendt 2009).

Im gesellschaftlichen Diskurs sind gerade syrische Geflüchtete mit extremen Bildern verknüpft. Je nach Gesinnung reicht die Vorstellung von traumatisierten, sozial und ökonomisch benachteiligten Menschen bis hin zu Sozialgelder erheischenden, kriminellen Islamist_innen (vgl. Foroutan 2016: 98). Diese dichotome, medial (re-)produzierte Narration ist aufgrund der Fremdwahrnehmung nicht nur einseitig,

sondern geht in der Regel von einer geichts- und geschichtslosen Masse aus. Die individuellen Biographien und Meinungen der Betroffenen werden kaum berücksichtigt. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gibt es zwar interdisziplinäre Zugänge zu speziellen Bereichen wie geschlechterbasierter Gewalt in Flüchtlingslagern (vgl. Krause 2015) oder der Rolle der Religionszugehörigkeit (vgl. Amir-Moazami 2016). Doch auch in der Fluchtforschung fehle häufig der Fokus auf die Betroffenen selbst, so der Politikwissenschaftler J. Olaf Kleist (vgl. 2015: 153ff.). Auch Prekarität ist eine Zuschreibung, die aufgrund objektiver Kriterien gegenüber Geflüchteten getroffen wird.

In diesem Beitrag soll es darum gehen, inwieweit Geflüchtete ihre eigene Situation als prekär wahrnehmen. Empirisch stütze ich mich dabei auf vier narrative Interviews mit männlichen, syrischen Geflüchteten in Leipzig. Zunächst skizziere ich die Lage geflüchteter Syrer_innen in Deutschland. Anschließend gehe ich, unter Bezugnahme des aktuellen Forschungsstands, auf die Formen ihrer Benachteiligung ein. Mit Hilfe des Verwundbarkeitsansatzes (vgl. Chambers 1989) sowie der daran angelehnten Interviewanalyse führe ich dann die Erkenntnisse zusammen.

Syrische Geflüchtete in Deutschland

Im Jahr 2011 begann der Konflikt in Syrien. Infolgedessen haben nach Angaben des UNHCR rund 4,9 Millionen Menschen das Land verlassen (Stand: Februar 2017). Die Dunkelziffer wird allerdings weitaus höher eingeschätzt. Die Mehrzahl der Geflüchteten befindet sich in den an Syrien angrenzenden Staaten. Nur ein kleiner Teil ist nach Europa geflohen. In Deutschland stellen Syrer_innen seit 2014 die größte Gruppe von Schutzsuchenden dar. Insgesamt sollen rund 600.000 Menschen seit 2011 nach Deutschland geflohen sein. In Sachsen sind im Dezember 2016 75 Prozent aller Geflüchteten männlich, 39 Prozent zwischen 25 und 35 Jahren alt. Ungefähr 20 Prozent stammen aus Syrien (vgl. Mediendienst Integration 2017). Die Altersstruktur und Geschlechterverteilung lässt sich mit den Gefahren erklären, die mit einer Flucht verbunden sind. Gerade älteren Menschen macht diese physische Belastung zu schaffen. Die nach wie vor bestehende Wehrpflicht und Zwangsrekrutierung stellen eine weitere Gefahr für junge Männer in Syrien dar und drängen sie dazu, das Land zu verlassen. Zudem ist eine Flucht mit hohen Kosten verbunden, die eine Familie häufig nur für wenige Mitglieder aufbringen kann. Es sind deshalb oftmals allein reisende, junge Männer, die mit der Erwartung auf die Reise geschickt werden, schnellstmöglich eine gute Arbeit

zu finden, Geld in die Heimat zu überweisen und gegebenenfalls Familienmitglieder nachholen zu können.

Nach Statistiken des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ist die Arbeitslage für syrische Geflüchtete in Deutschland relativ gut: Zwischen 2012 und 2014 sollen 1.350 Syrer_innen einen Antrag auf Anerkennung ihres Berufsabschlusses gestellt haben. 97,9 Prozent wurden voll oder unter Auflagen anerkannt (vgl. BMBF 2015).

Dreifache ‚objektive‘ Prekarisierung

Trotz der relativ guten Bedingungen sind syrische Geflüchtete in Deutschland mit einer Reihe von Problemen konfrontiert: Sie müssen mit den kriegerischen Auseinandersetzungen in ihrem Herkunftsland und deren Folgen zurechtkommen. In Deutschland sind sie dann verschiedenen Formen von Diskriminierung ausgesetzt. Aufgrund der Aktualität der sogenannten ‚Flüchtlingskrise‘ wird die Situation Geflüchteter wissenschaftlich interdisziplinär untersucht. Ausgangspunkt sind allerdings i.d.R. Faktoren zugeschriebener Prekarität (vgl. Kleist 2015: 153ff.). Im Folgenden sollen deshalb diejenigen Argumente zusammengeführt werden, die die ‚objektiv‘ feststellbare Prekarisierung männlicher, syrischer Geflüchteter

betreffen. Ich unterscheide dabei nach Beeinträchtigungen, die (1) Geflüchtete, (2) Geflüchtete aus dem muslimischen Kulturraum und schließlich (3) geflüchtete Männer aus dem muslimischen Kulturraum betreffen.

(1) Geflüchtete: ‚Entwurzelung‘ und Stereotype

Die Anthropologin Liisa Malkki sieht die „Entwurzelung“ Geflüchteter als eine Ursache für ihre Diskriminierung: Die Deterritorialisierung werde als bedrohlich empfunden und rücke die Umstände der Flucht in den Hintergrund. In einer Welt von Nationalstaaten ist der Status Geflüchteter allein deshalb suspekt, weil er den normativen Vorstellungen sesshafter Bürger_innen widerspricht (vgl. Malkki 1997: 54; Kleist 2015: 154). Hinzu kommt, dass sich bereits seit den 1990er-Jahren eine Verunsicherung und Verdrossenheit aufgrund der Folgen der Finanzkrise seit 2007 ausbreitete (vgl. Foroutan 2016: 100). Unter anderem rechtspolitische Gruppierungen bieten Betroffenen die Möglichkeit, ihre negativen Gefühle gebündelt gegen eine definierte Gruppe zu richten. Diese abwertende Verarbeitung von Abstiegsängsten bezeichnet der Soziologe Michael Hoffmann als „Prozess der Entsolidarisierung der Gesellschaft“ (2009: 319). Zu Unmut führt ebenfalls die medial befeuerte Vorstellung, dass Geflüchtete „passiv Hilfe

empfangen und [...] ihr Leben nach der Flucht [nicht] aktiv gestalten“ (Binder/Tosic 2003: 454). Geflüchteten werden somit bestimmte Eigenschaften zugeschrieben: Ihr Fluchthintergrund mache sie „zu ‚unkontrollierbaren‘, ‚verantwortungslosen‘ und sogar ‚pathologischen‘ Elementen in der Aufnahmegesellschaft“ (ebd.: 454).

(2) ‚Muslimische‘ Geflüchtete: Sexismus, Klassismus und Rassismus

Gerade Deutschland ist historisch intensiv von gruppenbezogenen Anfeindungen geprägt. Seit 2001 sind davon aber besonders Menschen betroffen, die dem ‚muslimischen Kulturraum‘ zugeordnet werden. ‚Muslimisch‘ meint im Folgenden Menschen, die anhand äußerer Merkmale unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit als Muslim_innen kategorisiert werden. Die Erziehungswissenschaftlerin Astrid Messerschmidt sieht im antimuslimischen Diskurs eine Kombination von gleich drei Diskriminierungspraktiken auf Basis gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen: Sexismus, Klassismus und Rassismus. Sexistische Zuschreibungen finden beispielsweise dann statt, wenn Muslim_innen „pauschal ein traditionalistisch-patriarchales Geschlechterverhältnis zugeordnet wird“ (Messerschmidt 2016: 164). Klassistische Elemente des Diskurses stellte eine repräsentative Studie des

Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung aus dem Jahr 2014 fest. ‚Muslimisch‘ und ‚Deutsch‘ wurden in ca. 40 Prozent als Gegenkategorien wahrgenommen. Weiterhin gaben beispielsweise 27 Prozent der Befragten an, ‚Muslim_innen‘ seien aggressiver als Deutsche. Sie wurden somit als ethnische Gruppe homogenisiert und rassistisch abgewertet (vgl. Foroutan et al. 2014: 7). Diesbezüglich beobachtet der Bildungswissenschaftler Paul Mecheril auf Seiten der Migrant_innen das Phänomen „prekärer Zugehörigkeit“: Selbst diejenigen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft haben, fühlten sich mitunter unsicher, fremd oder anders, nicht zugehörig oder deutsch, weil sie nicht als ‚Weiß‘ wahrgenommen würden (vgl. Mecheril 2003: 301).

(3) Männliche, ‚muslimische‘ Geflüchtete: in der Täterrolle

Bestätigung findet eine gesellschaftliche Legitimität islamophoben Gedankenguts in Ereignissen wie der Silvesternacht 2015/2016 in Köln. Die mediale Berichterstattung über die sexuellen Übergriffe schien sich in erster Linie auf die kulturelle und nationale Zuordnung der männlichen Täter zu konzentrieren (vgl. Messerschmidt 2016: 159). ‚Muslimische‘ Männer werden somit insbesondere mit zwei stereotypen Handlungsweisen ver-

knüpft: sexualisierter und terroristischer Kriminalität. Betroffene sind nicht nur nationalstaatlicher, medialer und privater Diskriminierung ausgesetzt (vgl. Pott 2016: 185), sie haben auch alltäglich mit „diskriminierenden staatlichen Praxen [wie der] des ‚Racial Profiling‘“ (Melter 2016: 151) zu tun. In der genannten Narration gelten ‚muslimische‘ Männer als besonders bedrohlich und sind im Umkehrschluss besonders von Vorurteilen und Diskriminierung betroffen.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wurden sie bisher vernachlässigt, konstatiert die Fluchtforscherin Ulrike Krause. Auch wenn in den letzten Jahren damit begonnen wurde, geschlechterspezifische Problematiken Geflüchteter zu identifizieren, liege der Fokus vieler Studien auf Frauen. Die Beleuchtung ihrer Situation ist wichtig. Das Ergebnis einer einseitigen Betrachtung führt allerdings häufig zur Manifestation weiblicher Opfer- und männlicher Täterrollen. Diese Studien setzen sich mit „Männern als Gefahren‘ und nicht mit ‚Gefahren der Männer‘ in Flüchtlingssituationen auseinander“ (Krause 2016: 120). Doch auch Männer müssen zu Wort kommen, damit ihre individuellen Situationen überhaupt in den Fokus der Fluchtforschung rücken können (vgl. Binder/Tosic 2003: 451; Kleist 2015: 153ff.).

Die Selbstwahrnehmung im Fokus: Narrative Interviews

Zu diesem Zweck wurden narrative Interviews mit männlichen, syrischen Geflüchteten in Leipzig durchgeführt. Die Methode ermöglicht es den Interviewten, selbst Reihenfolge und Schwerpunktsetzung ihrer Erzählung zu wählen und somit möglichst unbeeinflusst ihre Situation zu schildern (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 93ff.). Im Zeitraum Mai bis Juli 2017 führte ich vier Interviews auf Deutsch und Englisch. Zur Anonymisierung wird im Folgenden von A, B, C und D die Rede sein. Die Befragten sollten nicht nur männliche, syrische Geflüchtete sein, sondern zur besseren Vergleichbarkeit außerdem ‚jung‘ (zwischen 21 und 35 Jahren) und ‚gut gebildet‘ (ein Studium begonnen oder abgeschlossen). Bei dieser Gruppe kann davon ausgegangen werden, dass sie in der gleichen Lebensphase den gleichen biographischen Bruch – den Syrienkonflikt und dessen Folgen – erlebt haben. Weiterhin hätten sie sich höchst wahrscheinlich nicht in einer als (objektiv oder subjektiv) prekären Lebenssituation wiedergefunden, wenn es in ihrem Herkunftsland nicht zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen wäre.

Die Interviews begannen mit der Einstiegsfrage: „Wie kommt es, dass du jetzt in Leipzig bist?“

Obwohl alle Befragten daraufhin begannen, über ihre Erlebnisse zu berichten, kam der angestrebte andauernde Erzählfluss nicht zustande: Alle Befragten unterbrachen regelmäßig ihre Erzählung, um nach Vokabeln oder Ausdrücken zu fragen. Für die Analyse störten dadurch nicht nur meine Gesprächsanteile, eventuell wurde dadurch auch die weitere Erzählung beeinflusst. Darüber hinaus unterschätzte ich im Vorhinein die psychische Belastung, die durch das Erzählte ausgelöst wird, in zwei der vier Fälle unterbrachen wir das Interview. Eine angestrebte narrative oder dokumentarische Analyse schloss ich deshalb aus und entschied mich für eine qualitative Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2007).

Mit Ausnahme der Nachfragen nach Vokabeln oder dem Wechsel in andere Sprachen wurden die gesamten Interviews analysiert. Die Transkripte kombinierte ich mit Notizen zur Interviewsituation und zum Verhalten der Interviewten. Die Teilnehmenden, die ich über Bekannte rekrutieren konnte, wählten selbst den Interviewort. Ihre Situation schätzten sie sehr unterschiedlich ein, obwohl sich ihre Grunddaten auffällig ähnelten (siehe Tabelle 1).

Interviewte Person	A	B	C	D
Alter	23	31	28	26
Sprachkompetenz Deutsch	B2-Niveau	C1-Niveau	B2-Niveau	C1-Niveau
Ausbildung in Syrien	1 Semester Business Management	Lehramt Englisch, B.A. Englisch Übersetzung (abgeschlossen)	8 Semester Medizin (4 Semester Zahnmedizin in Ägypten)	6 Semester Jura
	Studienleistungen in Deutschland nicht anerkannt	Abschluss in Deutschland nicht anerkannt	Studienleistungen in Deutschland nicht anerkannt	Studienleistungen in Deutschland nicht anerkannt
Familienstand	ledig	ledig	ledig	ledig
Aufenthaltort der Familie	Ägypten	Syrien	Leipzig	Leipzig, Türkei, Syrien
Fluchthistorie	Flucht: 2012 Deutschland: 2015	(Arbeit in Katar: 2010) Deutschland: 2014	Ägypten: 2012 Deutschland: 2015	Türkei: 2012 Deutschland: 2015
Einkommen	Gelder nach SGBII	Gelder nach SGBII	Gelder nach SGBII	Gelder nach SGBII
Perspektive	ab Wintersemester 2018: B.Sc. Informatik	-	Zahlreiche Ideen (Medizinstudium, Radio, Politik, Eröffnung eines Restaurants, usw.)	ab Wintersemester 2017: B.A. Soziale Arbeit

Tabelle 1 Eigene Darstellung

Die Lebenssituation der Befragten zeichnet sich durch Merkmale aus, die den Kriterien von Prekarität entsprechen: finanzielle, soziale und planerische Unsicherheit (vgl. Motakef 2015: 56). Die unterschiedliche Bewertung der persönlichen Situation führt zu der Annahme, dass es eine Diskrepanz zwischen der zugeschriebenen (objektiven) und der empfundenen (subjektiven) Prekarität gibt. In Anlehnung an die Unterscheidung nach innerer und äußerer Verwundbarkeit des britischen Entwicklungssoziologen Robert Chambers

(1989), soll die Analyse nun Aussagen über die Einflussfaktoren und den Umgang mit ebendiesen treffen. Zu diesem Zweck kombiniere ich Zusammenfassung und Strukturierung (vgl. Mayring 2007): Mit Hilfe der vier durchgeführten Interviews wurden Indikatoren formuliert, die die Situation der Befragten beeinflussen. Bewertungen, Einschätzungen sowie Bewältigungsstrategien wurden darunter zusammengefasst.



Die unterschiedliche Bewertung der persönlichen Situation führt zu der Annahme, dass es eine **Diskrepanz zwischen der zugeschriebenen (objektiven) und der empfundenen (subjektiven) Prekarität** gibt.

Prekarität und Verwundbarkeit

Ansätze der Verwundbarkeit und der Prekarität ähneln sich auf den ersten Blick sehr: Chambers versteht unter Verwundbarkeit „[an] exposure to contingencies and stress, and difficulty in coping with them“ (1989: 1). Nach der Initiative Precarias a la deriva bestimmt sich Prekarität durch „Verhältnisse, die eine elementare Ungewissheit in Bezug auf einen nachhaltigen Zugang zu jenen Ressourcen bedingen, die für die volle Lebensentfaltung eines Subjekts grundlegend sind“ (2011: 59). In beiden Ansätzen stehen die Unsicherheit und das Ausgeliefertsein der Betroffenen im Fokus. Für keinen der beiden Ansätze gibt es festgelegte Messgrößen. Während in der Prekaritätsforschung allerdings i.d.R. die Beschäftigungssituation der Betroffenen als elementarer Ausgangspunkt identifiziert wird (vgl. Schirrmacher 2007; Mayer-Ahnja 2003; Motakef 2015), nimmt Chambers an, dass Subjekte in ein komplexes Netz mit potenziell verwundenden Punkten eingewoben sind. Die Vorsorge- und Bewältigungsstrategien der

Betroffenen variieren dementsprechend, beinhalten aber i.d.R. eine gesteigerte Anpassungsfähigkeit und das Minimierung von Risikofaktoren durch die Entwicklung von Alternativen. Der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Ansätzen liegt in der wissenschaftlichen Erfassung der subjektiven Einflussnahme auf die eigene Situation.

In der Prekaritätsforschung wird die Problematik der Relativität von Prekarität durchaus diskutiert (Schirrmacher 2007). Betroffene leiden demnach unter einer vom Normalitätsstandard abweichenden und somit prekären Situation (vgl. Mayer-Ahnja 2003: 15). Diese Standards sind aufgrund kultureller Pluralisierung im ständigen Wandel und ebenfalls relativ (vgl. Marchart 2013: 181). Auch eine, nach objektiven Maßstäben möglicherweise irrationale Prekarität wurde bereits beobachtet. Als „gefühlte Prekarität“ bezeichnet der Soziologe Klaus Kraemer das Phänomen einer von äußeren Bedingungen unabhängigen, empfundenen Unsicherheit (2009: 247). Obwohl die Problematik einer möglichen

Diskrepanz subjektiver und objektiver Prekarität angesprochen wird, ist sie bisher selten ein zentraler Untersuchungsgegenstand. In der Verwundbarkeitstheorie ist diese Analyse hingegen elementar.

Chambers identifiziert zwei Dimensionen von Verwundbarkeit: Auf der externen Seite stehen die potenziell verwundenden Punkte, wie Risiken oder Stress. Die interne Seite meint die Resilienz, den Umgang der Betroffenen mit ihrer Verwundbarkeit. Unterschiedliche Personen können dementsprechend auf die gleiche Weise von den gleichen Faktoren verwundet werden und ihre Situation trotzdem völlig unterschiedlich wahrnehmen. Interessant ist also gerade die Diskrepanz zwischen der Ähnlichkeit der Punkte und den unterschiedlichen Bewältigungsstrategien der Befragten.

Die externe Seite beschreibt potenziell verwundende Punkte oder die (objektive) Prekarität. Aufgrund des zeitgleichen Biographiebruchs sowie der Ähnlichkeit der aktuellen Lebenssituation wurden von den Befragten ähnliche Elemente genannt, die zu fünf miteinander verwobenen Aspekten zusammengeführt werden: (1) Arbeit, (2) Bürokratie, (3) Geldtransfer und Familie, (4) Syrien, (5) Kultur.

Alle Interviewten benannten Einflüsse, die zu diesen Aspekten gezählt werden können. Deren Bewertung unterscheidet

sich allerdings deutlich voneinander und soll im Folgenden analysiert werden.

(1) Arbeit

Dieser Aspekt bezieht sich auf die Bereiche Studium und Arbeit. Objektiv befinden sich alle Befragten in diesem Bereich in einer prekären Situation: Zum Zeitpunkt des Interviews haben sie weder eine feste Arbeit noch anerkannte Studienleistungen oder einen Studienplatz. Trotzdem äußern sich A und B besonders negativ über den deutschen Arbeitsmarkt: Sie bekommen keine Arbeit, die ihrer Qualifikation entspricht und fühlen sich nicht wertgeschätzt. Der Arbeitsmarkt sei ungerecht, die Agentur für Arbeit helfe nicht weiter. Sie vermittele *„keine richtigen Lösungen, sondern nur Angebote von [...] Amazon“*, so A. Für B kommt hinzu, dass er bereits eine abgeschlossene Ausbildung zum Englischlehrer absolviert hat. Obwohl er nicht nur in Syrien, sondern auch in Katar lehrte, ist es ihm nicht möglich, seinem Beruf in Deutschland nachzugehen – dafür hätte er zwei Fächer studieren müssen. Er kann nicht glauben, dass sein Abschluss *„wie Null“* sein soll.

C hingegen empfindet seine Arbeitssituation in Deutschland im Vergleich zu den zwei Jahren, die er zuvor in Ägypten verbracht hat, als zufriedenstellend. Dort habe er 16 Stunden pro Tag gearbeitet, sei

unterbezahlt und ausgenutzt worden. Um sein neues Studium und seine Familie zu finanzieren, nahm er fast jedes Angebot an, arbeitete als Elektriker, Koch, Türsteher und Englischlehrer. In Deutschland konnte er dann mit Hilfe von Bekannten bei einem kleinen Radiosender aushelfen. In diesem Bereich hatte er zwar noch keine Erfahrungen gesammelt und verdiente nur wenig, habe sich aber frei entfalten können. Zum Zeitpunkt des Interviews konzentriert er sich auf seinen Sprachkurs. C bewältigt die Tatsache, dass in Deutschland auch seine Studienleistungen nicht anerkannt werden, mit Erinnerungen an seine vergleichsweise schlechteren Erfahrungen in Ägypten und mit Hilfe sozialer Kontakte. Auch D vergleicht die Ausbildungssituation in Deutschland mit der in der Türkei. Dort lebte er ein Jahr mit seiner Familie auf engstem Raum, mit nur geringer finanzieller Unterstützung und ohne Ausblick auf ein Studium. Er ist deshalb sehr glücklich in Deutschland zu sein.

Die Situation von C und D ist in diesem Aspekt dementsprechend subjektiv weniger prekär, als die von A und B.

(2) Bürokratie

Alle Interviewten gaben an, dass sie Probleme mit den bürokratischen Prozessen in Deutschland hatten und warten mussten. Viele der bürokratischen Schritte und

die Menge an erforderlichen Zertifikaten kommen ihnen sinnlos und verzögernd vor. Die Wartezeit bewältigen die Interviewten vor allem, indem sie sich mit anderen Aktivitäten beschäftigen: B arbeitet ehrenamtlich in einem Fußballverein, D unterstützt eine syrische Familie bei Behördenängsten und begann bereits Deutsch zu lernen, bevor er für einen Sprachkurs zugelassen wurde. Die Bewertungen und Bewältigungsstrategien der Interviewten ähneln sich in diesem Punkt stark.

(3) Transfer- und Familie

Alle Interviewten leben zum Zeitpunkt des Interviews von Geldern nach dem zweiten Sozialgesetzbuch (SGBii) und haben keine Partner_innen oder Kinder. Als Übergangssituation ist diese finanzielle Lage für alle Befragten in Ordnung. Viele syrische Familien können nur einem, meist jungen, männlichen Familienmitglied die Flucht nach Deutschland ermöglichen. Auf ihnen ruht häufig die Verantwortung, schnell Arbeit zu finden, um ihre Familien finanziell zu unterstützen. Auch die Befragten stellten diesen Zusammenhang her. C ist zuerst mit seinem Bruder von Ägypten nach Deutschland geflüchtet. Da dieser zur Zeit der Einreise gerade noch minderjährig war, gelang es den beiden, ihre Eltern ebenfalls nach Deutschland zu bringen. Er ist der Einzige der Befragten, der mit seiner gesamten Familie in Deutschland

lebt und schätzt seine Situation als sehr glücklich ein.

A, B und D sind jeweils mit einem Cousin oder Freund nach Deutschland gekommen. Sie gaben an, fast täglich in Kontakt mit ihren Familien zu stehen. Die Familienmitglieder von B sind in ihrem Heimatdorf in der Nähe von Latakia geblieben und haben nicht vor, Syrien zu verlassen. A und D haben das Gefühl, ihre Familien – die sich zum Zeitpunkt des Interviews in Ägypten, Syrien und der Türkei befanden – finanziell unterstützen zu müssen. Außerdem möchten sie einzelnen Familienmitgliedern die Einreise nach Deutschland ermöglichen. D fühlt sich deshalb, wie A, unter Druck gesetzt, aber auch motiviert: *„Das [Einreise der Familie] war mein Ziel. Deswegen habe ich so schnell wie möglich Deutsch gelernt, die Stufe C1, damit ich hier studieren kann.“*

Bewusst entschieden sich A und D für ein Studienfach, das bereits nach dem Bachelor-Abschluss den Einstieg ins Berufsleben ermöglicht; das bereits in Syrien begonnene Studium setzten sie nicht fort. C fühlt sich nicht unter Druck gesetzt, da seine Familie bereits in Leipzig lebt und er nicht das Gefühl hat, sie finanziell unterstützen zu müssen. Im Gegensatz zu seiner Zeit in Ägypten fühlt er sich befreit. Er möchte selbst entscheiden können, wie er sein Leben gestaltet und probiert deshalb Verschiedenes aus. B ist der Ein-

zige, der nicht versucht (hat), einzelne Familienmitglieder nach Deutschland zu bringen, sondern den es vielmehr zu seiner Familie nach Syrien zieht. Im Gegensatz zu A und D ist er nicht mit dem Ziel nach Deutschland gekommen, für seine Familie zu sorgen. Er interessierte sich schon zuvor für Deutschland und sah hier Arbeitschancen für sich. Mittlerweile ist er frustriert von den bürokratischen Hürden und Fehlschlägen, die eine erfolgreiche Integration in den Arbeitsmarkt verhindert haben. Er ist mit großen Hoffnungen und vielen Ideen nach Deutschland gekommen, hat versucht, seine Situation mit verschiedenen Jobs, sozialen Kontakten und ehrenamtlichem Engagement zu bewältigen und fühlt sich nun „sinnlos“. Nun möchte weder in Deutschland bleiben, noch nach Syrien zurückkehren.

A und D bewältigen somit den Druck, ihre Familien unterstützen zu müssen, indem sie versuchen, so schnell wie möglich einen Studienabschluss und eine gute Arbeit zu bekommen. In diesem Aspekt befinden sie sich in einer subjektiv und objektiv ähnlich prekären Situation. B und C haben keinen solchen Druck oder Motor, empfinden diese Freiheit aber völlig unterschiedlich. Objektiv sind sie beide weniger prekariert als A und D, da sie nur sich selbst finanzieren müssen. C ist allerdings erneut aufgrund der vergleichsweise schlechteren Erlebnisse in Ägypten zufriedener. Demgegenüber hatte B zuvor

eine zufriedenstellende Arbeit und mehr Geld zur Verfügung. Außerdem musste er sich zuvor auch nicht um seine Familie sorgen. Die subjektiv empfundene Prekarität ist also sehr relativ und hängt eng mit bisherigen Erfahrungen und sonstigen Umständen zusammen.

(4) Syrien

Der Aspekt Syrien fasst zusammen, was die Situation in Syrien sowohl rechtlich als auch persönlich für die Befragten bedeutet. Syrische Männer haben nach ihrem Studienabschluss zwei Möglichkeiten: Entweder sie nehmen ihren Wehrdienst wahr, den sie aufgrund ihres Studiums verschieben konnten oder sie kaufen sich beim syrischen Staat vom Wehrdienst frei. B ist der Einzige, der zu Beginn des Konfliktes nicht in Syrien lebte, er hatte sich für die zweite Variante entschieden und arbeitete deshalb von 2010 bis 2013 in Qatar. Nach Beginn des Krieges befand er sich allerdings in einem Gewissenskonflikt: Er wollte nach zwar Syrien zurückkehren, allerdings ohne eine Regierung, die „Waffen gegen das Volk“ kaufe, finanziell zu unterstützen, indem er den ausstehenden Sold (weil er sich vom Wehrdienst freigekauft hatte) zahlte. Da sich B dazu entschied, kein Geld an den syrischen Staat zu zahlen, kann er nun nicht mehr in Syrien einreisen. Dieser Umstand belastet ihn sehr, weil seine gesamte Familie dort lebt. Im Interview

entstand der Eindruck, er bereue seine Entscheidung.

Obwohl C und D Haftstrafen aufgrund ihres politischen Engagements drohen, geben sie, wie auch A, den Wehrdienst als Grund für ihre Flucht an. Alle Befragten deuteten an, schlechte Erfahrungen gesammelt zu haben und psychisch belastet zu sein.

B scheint am stärksten unter dem Heimatverlust zu leiden. A und C geben an, lediglich für einen Besuch nach Syrien zurückkehren zu wollen, sich aber in Deutschland sehr viel wohler zu fühlen. B hingegen wäre am liebsten bei seiner Familie und wünscht sich einen geregelten Alltag, einen Job und eine Familie, so wie er sich das Leben in Latakia vorstellt. D nimmt sich zwar vor, sein Studium zu absolvieren und kann sich vorstellen, für ein paar Jahre in Deutschland zu arbeiten, möchte dann aber in jedem Fall wieder in Syrien leben: „*Wenn mein Land, also wenn Friede herrscht [...], dann würde gern, ja, zurückkehren. Man kann nie glücklich sein, nur in seine Heimatland, glaub mir.*“

Obwohl sich alle Befragten in einer sehr ähnlichen Situation befinden, unterscheidet sich die subjektive Prekarität in diesem Aspekt deutlich: B und D leiden stark unter dem Heimatverlust und möchten wieder nach Syrien zurückkehren. D kompensiert diesen Verlust allerdings, indem er sich auf Pläne für seine Zeit in Deutschland



Religion spielt im Zuge von Diskriminierungserfahrungen interessanterweise für keinen der Befragten eine Rolle.

konzentriert. B scheint diese Strategie für eine Weile ebenfalls verfolgt zu haben, ist aber zum Zeitpunkt des Interviews aufgrund der Vielzahl seiner gescheiterten Ideen sehr frustriert und hoffnungslos.

(5) Kultur

Unterschiedliche Kulturen, Sprachen und Normalitätsvorstellungen sowie Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland sind die zentralen Themen dieses Aspektes. Religion spielt im Zuge von Diskriminierungserfahrungen interessanterweise für keinen der Befragten eine Rolle. Zum Zeitpunkt des Interviews sind alle höchstens seit drei Jahren in Deutschland und haben bis dahin in Syrien oder anderen muslimisch geprägten Ländern gelebt. Über (strukturelle) Diskriminierung hinaus sind die Befragten in Deutschland aufgrund der kulturellen Unterschiede und der Sprachbarriere potentiell verwundbar. Alle Befragten haben bereits das Sprachniveau B2 oder C1 erreicht und sehen das Erlernen der Sprache als wichtig für die erfolgreiche Integration in Deutschland.

Trotz ihrer Bemühungen berichten A, B und C von rassistischer Diskriminierung im Alltag und an ehemaligen Arbeitsplätzen. A und B geben an, von Kolleg_innen oder Vorgesetzten ungerecht behandelt oder ignoriert worden zu sein. A beschreibt eine Erfahrung, in der er sich deshalb wie *„ein richtiges Ausland [...] oder ein Mann, der keine Würde hat“* gefühlt habe.

Diese Momente „prekärer Zugehörigkeit“ (vgl. Mecheril 2003) bewältigt A, indem er sich mit anderen *„netten Menschen“* umgibt. Dann fühle er sich angenommen. B scheint in diesen Situationen frustriert und – im negativen Sinn – überwältigt zu sein.

Alle Befragten sprechen von kulturellen Unterschieden, die im Alltag spürbar sind. Da vor allem B und D zwischen den Normen- und Wertesets ‚hier‘, in Deutschland, und ‚dort‘, in Syrien, differenzieren, wird im Folgenden von ‚deutschen‘ und ‚syrischen Sets‘ die Rede sein. Natürlich gibt es keinen pauschalisierten syrischen oder deutschen Standard. Gemeint sind die angesprochenen Unterschiede in der Lebensführung und bezüglich der orts-

gebundenen Vorstellungen der jeweiligen Befragten und ihrer Familien.

C bewertet diese Unterschiede sehr positiv. Aufgrund seiner Verwandten in den USA fühle er sich der „westlichen Kultur“ näher und könne sich im Gegensatz zu seiner Zeit in Ägypten endlich frei entfalten. Dort habe die Gesellschaft für ihn „nicht gut gepasst“. In Deutschland könne er mit Frauen wie Männern befreundet sein, ohne sich an einen bestimmten Verhaltenskodex halten zu müssen. Dieser habe ihm seine Zeit in Ägypten erschwert.

Im Gegensatz zu C erstreckt sich die Bewältigungsstrategie „Ortsvergleich“ für D nicht über alle Bereiche seines Lebens. Sobald es um Fragen der Lebensführung – wie zum Beispiel die Familiengründung – geht, bezieht er sich auf seine Erfahrungen in Syrien. Das hängt womöglich damit zusammen, dass seine Familie, im Gegensatz zu der von C, nicht in Deutschland oder einem vergleichbaren Kulturraum lebt. Er fühlt sich von den Vorstellungen seiner Familie unter Druck gesetzt, hat allerdings das Gefühl, mit ihnen darüber sprechen zu können: *„Alle [Geschwister] sind verheiratet und haben Kinder, außer ich [...]. Sie versuchen immer: ‚Du bist 26, deine Geschwister und deine Freunde.‘ [...] Ich erzähle immer: ‚Ich muss, ich will Single bleiben. Das Leben in Deutschland ist nicht wie in Syrien. Man kann hier eine Freundin haben, auch wenn man nicht verheiratet ist.‘*

Zum Glück habe ich eine offene Familie, die akzeptieren das.“

Die Vorstellungen von Familienleben ist für B untrennbar mit dem Lebenskonzept verbunden, dem seine Familie in Syrien folgt. Er möchte in jedem Fall heiraten, *„weil es komisch ist bei uns zu warten bis 35 oder 40 Jahre ohne Frau, ohne Familie, ohne Kinder“*. Dass alle seiner acht Geschwister verheiratet sind und Kinder haben, setzt ihn unter Druck. Er hat nicht das Gefühl, mit seiner Familie über die kulturellen Unterschiede reden zu können. Den Vorstellungen seiner Familie zu entsprechen, ist deshalb ausschlaggebend für Entscheidungen über seinen weiteren Bildungsweg. Eine neue Ausbildung möchte er wegen der geringen Bezahlung nicht beginnen: *„Also vielleicht die Deutschen finden das okay, dass vielleicht 1000 oder 1500 Euro zu kriegen, aber bei uns, also die Ausländer ist schwierig [...], das Leben bei uns ist anders. Also mit 30 Jahre alt muss man bei uns verheiratet sein zum Beispiel. Und das kostet zu viel.“*

Im Vergleich zu den Anderen möchte oder kann sich B nicht an ein ‚deutsches Set‘ anpassen. Er hat das Gefühl zu scheitern, weil er seinen idealen Lebensstil gerade nicht realisieren kann. Die Vorstellung eines ‚syrischen Sets‘ relativiert er aufgrund der Folgen des Konflikts nicht, sondern hält weiterhin an seinen Kindheitserfahrungen fest.

”

Gelingt der positive Umgang mit einer großen Anzahl potenziell verwundender Faktoren, so wiegt ein negativ bewerteter Aspekt nicht so schwer.

C und D haben nicht das Ideal Syrien – vor dem Konflikt – vor Augen, sondern ziehen stets einen Vergleich zu den Zwischenstationen Ägypten bzw. der Türkei. Gewissermaßen relativiert sich ihr Wunsch nach einem ‚syrischen Set‘ dadurch, dass sie dessen Realisierung aktuell als unmöglich und die bisher erfahrenen Alternativen als schlechter einschätzen. Im Gegensatz zu B erfahren sie in Deutschland einen sozialen, kulturellen und finanziellen Aufstieg.

A ist ebenfalls mit seinem aktuellen Lebensstil zufrieden, hat allerdings das Gefühl, die Vorstellungen seiner Familie teilweise zu enttäuschen. Seine Familie würde beispielsweise nicht gutheißen, dass er in einer Wohngemeinschaft mit einer Frau zusammenlebt. Diesen und auch andere Bereiche seines Lebens verschweigt er deshalb in Telefonaten mit seiner Familie. C fühlt sich mit dem ‚deutschen Set‘ wohl und kann offen mit seiner Familie in Leipzig darüber sprechen. D differenziert selbst zwischen zwei Standards. Er hat ebenfalls das Gefühl, offen mit seiner Familie über die kulturellen Unterschiede sprechen zu können. Im Gegensatz zu C sieht er

seine Zukunft allerdings trotzdem nicht in Deutschland, weil er sich hier nicht vollkommen zu Hause fühlt.

Auch in diesem Punkt befinden sich die Befragten in einer objektiv ähnlich prekären Situation. Ihre subjektive Empfindung scheint allerdings eng mit der Beziehung zu und dem Austausch mit ihrer Familie zusammenzuhängen.

Zur ‚subjektiven‘ Prekarität

In dieser Arbeit wurde deutlich, dass für syrische Geflüchtete in Deutschland gegenüber anderen „Modernisierungsverlierer[_innen]“ (Schirrmacher 2007) ein erhöhtes Prekaritätspotenzial besteht. Gerade Männer und ‚Muslim_innen‘ sind von Diskriminierung betroffen und deshalb potenziell besonders benachteiligt. Die Analyse der vier narrativen Interviews zeigt allerdings eine Diskrepanz zwischen objektiver und subjektiver Prekarität: Die Befragten befinden sich zum Zeitpunkt des Interviews zwar in sehr ähnlichen Lebenssituationen, bewerten diese aber

völlig unterschiedlich. Die Unterscheidung nach objektiver und subjektiver Prekarität – in Anlehnung an Chambers (1989) Verwundbarkeitskonzept – erwies sich deshalb als sinnvoll. Über die subjektive Prekarität der Befragten können drei Aussagen getroffen werden:

Der Grad ihrer empfundenen Prekarität hängt, erstens, eng mit den jeweiligen Bewältigungsstrategien zusammen. Erfolgreiche Strategien sind ein intakter Kontakt zur Familie, soziale Vernetzung und eine regelmäßige Beschäftigung. Gelingt der positive Umgang mit einer großen Anzahl potenziell verwundender Faktoren, so wiegt ein negativ bewerteter Aspekt nicht so schwer. Lediglich im Aspekt Bürokratie stimmt die objektive mit der subjektiv empfundenen Prekarität überein. Die Befragten fühlen sich den „willkürlichen“ Entscheidungen ausgeliefert und sehen dementsprechend einen geringen Handlungsspielraum.

Zweitens kann deshalb die These aufgestellt werden, dass die subjektiv empfundene Prekarität abhängig von der Größe des Handlungsspielraumes variiert. Je mehr Möglichkeiten bestehen, desto stärker kann die subjektiv empfundene von der objektiven Verwundbarkeit abweichen. Drittens besteht ein Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit und somit der empfundenen Prekarität und dem jeweiligen Normen- und Werteset. Ihre

” Gelingt der positive Umgang mit einer großen Anzahl potenziell verwundender Faktoren, so wiegt ein negativ bewerteter Aspekt nicht so schwer.

Flucht unterbrach die angestrebte Lebensplanung der Befragten und führte zu einer physischen Distanz zu Bekanntem. Aufgrund kultureller Unterschiede sind sie nun mit mindestens zwei verschiedenen Standards konfrontiert und fühlen sich dadurch verunsichert. Im Falle der untersuchten Gruppe scheint ein zufriedentstellender Umgang zu sein, sich an einen ‚Set für junge, studierende Menschen in Deutschland‘ anzupassen. Für diese spielt die Gründung einer eigenen Familie i.d.R. noch keine zentrale Rolle. Die Akzeptanz des ‚deutschen Lebensstils‘ durch die Eltern und Geschwister scheint darüber hinaus essentiell zu sein.

Erkenntnisgewinn der Untersuchung ist außerdem, dass die Beschäftigungs(losigkeit) nicht Ausgangspunkt des Prekaritätspotenzials der untersuchten Gruppe sein muss. Vielmehr nannten die Befragten eine Vielzahl an verunsichernden Faktoren. Der Begriff Prekarität könnte somit in

Anlehnung an die Verwundbarkeitstheorie geöffnet und als Netz potenziell verunsichernder Punkte verstanden werden. Deutlich wurde weiterhin, dass die subjektive und objektive Prekarisierung nicht übereinstimmen muss. Im wissenschaftlichen Diskurs wären eine Differenzierung dieser Wahrnehmungen sowie die ausführliche Untersuchung einer möglichen Diskrepanz interessant. Das narrative Interview erwies sich zur Auseinandersetzung mit der subjektiven Prekarität als sinnvolle Methode, sollte allerdings in der Muttersprache der Befragten stattfinden, damit ein natürlicher Erzählfluss möglich ist. Um den Einfluss des sozialen Umfeldes und die Theorie „prekärer Zugehörigkeit“ (Mecheril 2003) zu untersuchen, ist die Durchführung sozialer Netzwerkanalysen ebenfalls denkbar.

ZUR AUTORIN

Annika Jungmann, 27, studiert aufbauend auf ihren Arabistik Bachelor im Master Wirtschafts- und Sozialgeographie mit dem Schwerpunkt städtische Räume an der Universität Leipzig. Besonders interessiert sie sich für die Themen gesellschaftliche Teilhabe, Nachhaltigkeit, Migration und Flucht.

LITERATUR

Angenendt, Steffen (2009): Formen der Migration. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 01.06.2009, Online verfügbar unter bpb-Online, <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/56611/migrationsformen> (12.02.2018).

Amir-Moazami, Schirin (2016): Dämonisierung und Einverleibung: Die ‚muslimische Frage‘ in Europa. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 21–39.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (2015): Berufsbildungsbericht 2015. Online verfügbar unter BMBF-Online, https://www.bmbf.de/pub/Berufsbildungsbericht_2015.pdf (01.09.2017).

Binder, Susanne/Tosic, Jelena (2003): Flüchtlingsforschung - sozialanthropologische Ansätze und genderspezifische Aspekte. In: SWS-Rundschau, Jg. 43/1, S. 450–472. Online verfügbar unter SSOAR, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-165226> (12.02.2018).

Bourdieu, Pierre (1998): Gegenfeuer - Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Deutsche Ausgabe. Konstanz: UVK.

Canan, Coskun/Foroutan, Naika (2016): Deutschland postmigrantisch III. Migrantische Perspektiven auf deutsche Identitäten - Einstellungen von Personen mit und ohne Migrationshintergrund zu nationaler Identität in Deutschland. Online verfügbar unter Die Bundesregierung, http://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/IB/2016-06-28-deutschland-postmigrantisch.pdf?_blob=publicationFile (15.02.2018).

Chambers, Robert (1989): Editorial Introduction: Vulnerability, Coping and Policy. In: IDS Bulletin Jg. 20/2, S. 1–7.

Foroutan, Naika et.al. (2014): Deutschland postmigrantisch I. Gesellschaft, Religion, Identität. Erste Ergebnisse. Online verfügbar unter Humboldt-Universität zu Berlin, <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/junited/deutschland-postmigrantisch-1/> (15.02.2018).

Foroutan, Naika (2016): Nationale Bedürfnisse und soziale Ängste. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 97–105.

Hoffmann, Michael (2009): Die (Un-)Solidarischen – Partizipation und Selbstorganisation der Unorganisierbaren. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Campus, S. 319–321.

Kleist, J. Olaf (2015): Über Flucht forschen. Herausforderungen der Flüchtlingsforschung. In: Peripherie Jg. 35, S. 150–169.

Krause, Ulrike (2015): Zwischen Schutz und Scham? Konfliktbedingte Flüchtlingsiedlungen, Gewalt und Geschlechterverhältnisse. In: Peripherie Jg. 35, S. 235–259.

Krause, Ulrike (2016): Hegemonie von Männern? Flüchtlingslager, Maskulinitäten und Gewalt in Uganda. In: Soziale Probleme – Zeitschrift für Soziale Probleme und soziale Kontrolle Jg. 27, S. 119–145.

Malkki, Liisa (1997): The Rooting of Peoples and the Territorialization of National Identity among Scholars of Refugees. In: Gupta, Akhil/Ferguson, James (Hrsg.): Culture, Power and Place: Explorations in Critical Anthropology. London: Duke University Press, S. 53–74.

Mayer-Ahnja, Nicole (2003): Wieder dienen lernen?: Vom westdeutschen ‚Normalarbeitsverhältnis‘ zu prekärer Beschäftigung seit 1973. Berlin: Edition Sigma.

Mayring, Philipp (2007): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. 9. Auflage. Weinheim: Beltz UTB.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über nation-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

Mediendienst Integration (2017): Syrische Flüchtlinge. Online verfügbar unter Mediendienst Integration, <http://mediendienst-integration.de/migration/flucht-asyl/syrische-fluechtlinge.html> (20.08.2017).

Melter, Claus (2016): Die Entrechtung national, religiös oder rassistisch konstruierter ‚Anderer‘. Historische Schlaglichter und gegenwärtige Formen. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 143–158.

Messerschmidt, Astrid (2016): ‚Nach Köln‘ – Zusammenhänge von Sexismus und Rassismus thematisieren. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 159–171.

Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: Transcript.

Pott, Andreas (2016): Geographien des Rassismus. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 185–192.

Precarious a la deriva (2011): Was ist ein Streik? Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien: Turia + Kant.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Auflage. München: Oldenbourg.

Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (2014): Deutschlands Wandel zum modernen Einwanderungsland - Jahresgutachten 2014 mit Integrationsbarometer. Online verfügbar unter, https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2017/05/SVR_Jahresgutachten_2014.pdf (01.09.2017).

Schirmacher, Thomas (2007): Die neue Unterschicht: Armut in Deutschland? 1. Auflage. Holzgerlingen: Hänssler.

Stadt Leipzig (2017): Flüchtlinge in Leipzig. Online verfügbar unter Stadt Leipzig, <http://www.leipzig.de/jugend-familie-und-soziales/auslaender-und-migranten/fluechtlinge-in-leipzig/> (20.08.2017).

kleine reihe

kurze Interventionen zu aktuellen Themen

Jeder Band
€ 12,-



Alle Titel sind auch als E-Book erhältlich.
Leseproben und Bestellungen: hamburger-edition.de

Fachliteratur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von Tamara Schwertel

EINFÜHRUNGSWERKE

AKTUELLE DEBATTEN

56



Prekarisierung.

von Mona Motak
transcript 2015
ISBN: 9783837625660
14,99 €

Mit einer sehr großen Fülle an Inhalt gelingt es Mona Motak in ihrem kompakten Einführungswerk die soziologische Debatte um das Thema Prekarität nachzuzeichnen. Dabei verbindet sie Ansätze der Arbeits- und Industriesoziologie, der Geschlechterforschung/Queer Studies und des (Post-)Operaismus und zeigt schließlich Anschlüsse dieser Forschungsfelder auf.

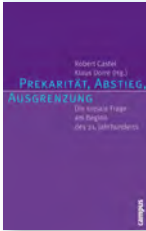


Verunsicherte Gesellschaft.

Prekarisierung auf dem Weg in das Zentrum.

von Rolf Hepp, Robert Riesinger & David Kergel (Hrsg.)
Springer VS 2016
ISBN: 9783658129019
39,99 €

Der Sammelband setzt sich mit internationalen Perspektiven transdisziplinärer Prekarisierungsforschung auseinander. Hierbei wird mit unterschiedlichen Zugängen der Begriff Prekarisierung sowie die Wirkung und Bedeutung desgleichen innerhalb der unterschiedlichsten sozialen Kontexte untersucht.



Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung.

Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts.

von Robert Castel & Klaus Dörre (Hrsg.)
Campus 2009
ISBN: 9783593387321
32,00 €

Die Autor_innen setzen sich in diesem Sammelband mit der sozialen Frage und Begriffen wie Prekarität, soziale sowie räumliche Exklusion in verschiedenen Bereichen auseinander. Darunter finden sich klassische Themen wie Prekarität von Geschlecht, von und durch Erwerbsarbeit sowie die Thematisierung ganz unterschiedlicher gesellschaftlich betroffener Gruppen. In dem Band vertreten sind international bekannte Autor_innen, wie u.a. Robert Castel, Serge Paugam und Loïc Wacquant, die die Bedeutung der sozialen Frage in verschiedenen europäischen Ländern aufzeigen.

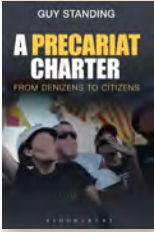


Die Prekarisierungsgesellschaft.

Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung.

von Oliver Marchart
Transcript 2013
ISBN: 9783837621921
22,99 €

Zunächst werden in diesem Buch vier unterschiedliche Perspektiven auf Prekarisierung dargelegt. In einer darauffolgenden Analyse zeigt der Autor auf, dass Prekarität die gesamte Gesellschaft umfasst und man folglich von einer Prekarisierungsgesellschaft sprechen kann. Im weiteren Verlauf des Buches widmet er sich unter anderem Protestbewegungen, die sich gegen Prekarisierung wehren. Dabei zeichnet er nach, dass dieser Protest in der Form durchaus selbst prekär ist. Schließlich stellt Marchart demokratiepolitische Implikationen der Annahme, dass wir in einer Prekarisierungsgesellschaft leben, dar.



A Precariat Charter.

From Denizens to Citizens.

von Guy Standing
Bloomsbury 2014
ISBN: 9781474294164
45,00 £

In seinem Werk analysiert Guy Standing die gesellschaftlichen Entwicklungen sozialer Abstiege und fragt danach, ob sich durch das zunehmende Prekariat ein neuer kollektiver Geist entwickelt. Er geht davon aus, dass es essentiell ist, dass sich eine neue gesellschaftliche Klasse bildet, um die Strukturen zu verändern, die zu ihrer ansteigenden Prekarisierung führen um sich schließlich selbst als Klasse wieder aufzulösen. Standing selbst fasst Migrant_innen, Arbeiter_innen ohne akademischen Hintergrund und Berufsanfänger_innen zusammen, welche alle mit einer fehlenden gefestigten beruflichen Identität sowie unsicheren, der Flexibilisierung unterworfenen Arbeitsbedingungen konfrontiert sind, die sie immer mehr in neoliberale Berufsmodelle zwingt. Mit seinen provokanten Thesen gelingt es ihm aktuelle Debatten anzuregen.



Prekäre Arbeitsräume.

Soziale Konflikte und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in aufgewerteten Stadtquartieren.

von Kristina Seidelsohn
Springer VS 2018
ISBN: 9783658208639
71,95 €

Kristina Seidelsohn stellt in diesem Buch die zentrale Frage, welchen Einfluss die sich wandelnden und zunehmend von Prekarität geprägten Arbeitsräume im Bereich der lokalen Ökonomie auf das Zusammenleben, die sozialen Konflikte und die soziale Kohäsion der verschiedenen Bewohner_innengruppen in ehemals benachteiligten, ethnisch-kulturell vielfältigen und zunehmend aufgewerteten Stadtquartieren nehmen. Die theoriegeleiteten, empirischen Ergebnisse verweisen auf die desintegrierende Wirkung von Prekarität in städtischen Quartieren als Dynamik eines nachbarschaftlichen Konfliktsystems, das sich über das Zusammenwirken von strukturellen Problemlagen, Konflikten im öffentlichen Raum und subjektive Verarbeitungsmuster als gruppenbezogene Vorurteile bestimmt.



Mechanismen psychosozialer Zerstörung.

Neoliberales Herrschaftsdenken, Stressfaktoren der Prekarität, Widerstand.

von Burkhard Wiebel, Alisha Pilenko & Gabriele Nintemann (Hrsg.)

VSA 2011

ISBN: 9783899654271

14,80 €

Die Autor_innen gehen der Annahme nach, dass die psychische Belastung der Menschen durch die Flexibilisierung und Neoliberalisierung gesamtgesellschaftlich steigt und gleichzeitig emotional-affektive, kommunikative und soziale Ressourcen in Zeiten der Digitalisierung immer mehr verlangt werden. Die psycho-soziale Umstrukturierung der Arbeitswelt und ihre Folgen werden in diesem Band interdisziplinär diskutiert und es werden Gegenentwürfe und Widerstandspotentiale aufgezeigt.



Perspektive Prekarität.

Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt.

von Gilles Reckinger

UVK 2010

ISBN: 9783867642965

19,00 €

Im Fokus dieser Studie stehen Jugendliche mit einer abgebrochenen Schullaufbahn oder Ausbildung, die sich mit dem Stigma von fehlender Motivation und Disziplin für die weitere Laufbahn konfrontiert sehen. Gilles Reckinger nähert sich dem Thema qualitativ an, und zeigt die Deutungsmuster der Jugendlichen anhand geführter Tiefeninterviews auf. Der Beitrag zeichnet sich durch seine Perspektive auf soziale Ungleichheit, die sich durch ein Gouvernementalitätsparadigma auszeichnet. Schließlich werden abschließend gesellschaftspolitische Folgen der prekären Lagen der Jugendlichen reflektiert.



Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität.

Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalt, Arbeitslosigkeit und Handlungsoptionen.

von Maritza Le Breton
Springer VS 2011
ISBN: 9783531940670
48,31 €

Sexarbeit ist ein facettenreiches, vielschichtiges und heterogenes Handlungs- und Wissensfeld, das zugleich von vielfältigen Ambivalenzen und moralischen Imperativen im Alltag und in der Wissenschaft durchzogen ist. Die Autorin rekonstruiert anhand von Gesprächen mit migrierenden Sexarbeiterinnen aus verschiedenen Ländern das Spektrum von Machtkonstellationen und Gewaltverhältnissen, die deren Lebens- und Arbeitssituationen bedingen und zeichnet ihre Handlungsoptionen und -kapazitäten als soziale Akteurinnen im Kontext transnationaler Mobilität nach.

Prekarität.

Ursachen, soziale Folgen und politische Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigung.

von Klaus Dorre, Klaus Kraemer, Frederic Speidel

Springer VS 2018
ISBN: 9783531933955
25,65 €

Die vorliegende Studie sieht in der Ausbreitung prekärer Arbeitsverhältnisse eine zentrale Ursache für soziale Unsicherheiten in den Gesellschaften des globalen Nordens. Auf Basis empirischer Untersuchungen zur subjektiven Verarbeitung unsicherer Beschäftigungen präsentieren die Autoren ihre entwickelte Typologie der Prekarität erstmals in einer ausführlichen Fassung. Darüber hinaus werden Folgeuntersuchungen zu Langzeitarbeitslosen, Ein-Euro-Jobber_innen, Leiharbeiter_innen und veränderten Arbeitsbeziehungen ausgewertet.



Erzählte Prekarität.

Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus.

von Ove Sutter
Campus 2013
ISBN: 9783593398990
39,90 €

In dieser ethnographischen Studie wird Prekarität als ein strukturierendes Prinzip im Postfordismus verstanden. Dabei fragt der Autor nach der Perspektive von betroffenen Personen, die sich in existenziell unsicheren und entgrenzten Erwerbsarbeitsverhältnissen befinden. Sutter führt dabei mit 30 Jugendlichen autoethnografische Gespräche, und stellt ihre subjektiven Bewältigungsformen neoliberaler Arbeitsverhältnisse heraus.

61



Wahrnehmung der eigenen Prekarität.

Grundlagen einer Theorie zur sozialen Erklärung von Ungleichheitswahrnehmungen.

von Andre Hense
Springer VS 2018
ISBN: 9783658159900
39,99 €

Das Werk von Andrea Hensen nähert sich dem Thema der Wahrnehmung der eigenen Prekarität, hierbei mit Fokus auf die sozialen Einflussfaktoren selbst wahrgenommener

Beschäftigungs- und Einkommensprekarität, zunächst mit der Entwicklung eines theoretischen Modells an. Dieses Modell kombiniert ressourcenorientierte Ansätze, auch hinsichtlich einer relationalen und zeitlichen Dimension, die Feld- und Habitus-theorie Bourdieus sowie Lindbergs Theorie sozialer Produktionsfunktionen. In einem zweiten Teil wird das Modell empirisch angewandt. Damit stellt Andrea Hensen schließlich ein Werkzeug für zukünftige Forschungen im Bereich der Prekaritätsforschung zur Verfügung.



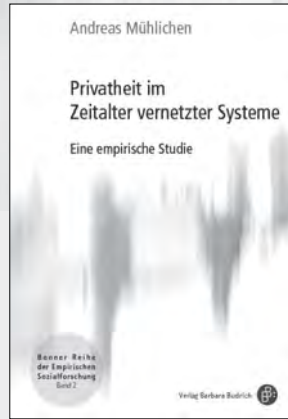
Kathrin Ganz

Die Netzbewegung

Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft

Die Netzbewegung setzt sich ein für Informationsfreiheit, Datenschutz und Netzneutralität, gegen Zensur und Überwachung, kurz: für ein freies Internet. Dabei positionieren sich die Aktivist_innen als Avantgarde der digitalen Gesellschaft. Mit ihrer intersektionalen und hegemonietheoretischen Analyse zeigt die Autorin, wie die Forderungen der Netzbewegung und auch die Akteur_innen selbst gesellschaftlich verortet sind und geht der Frage nach, wie sich soziale Ungleichheit in den politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft einschreibt.

2018 • 310 S. • kart. • 39,00 € (D) • 39,10 € (A)



Andreas Mühlichen

Privatheit im Zeitalter vernetzter Systeme

Eine empirische Studie

Privatheit ist ein wichtiger Faktor für die Freiheit des Einzelnen in einer Demokratie und steht dabei im komplexen Spannungsfeld zwischen Freiheit und Sicherheit; heute vielleicht mehr denn je. Unsere heutige Welt ist eine digitale – und eröffnet uns schier unendliche Möglichkeiten. Vielfältige Technologien und Anwendungen machen nahezu alle Lebens- und Arbeitsbereiche einfacher, bequemer, kommunikativer, vernetzter, effektiver. Dabei werden digitale Daten in fast unbegrenztem Ausmaß automatisiert erzeugt und verarbeitet.

2018 • 281 S. • kart. • 36,00 € (D) • 37,10 € (A)

10
JUBILÄUM

Geschichte des Soziologiemagazins

Entstehung und Perspektiven 2007 bis 2017

Schlagwörter:

Public Sociology 2.0, Geschichte Soziologiemagazin, Ehrenamtliches Engagement, Redaktionelle Arbeit

von Markus Rudolphi und Maik Krüger

64

Viele Studierende kennen es: das tagelange Herumdrukken vor einer anstehenden Hausarbeit, bei der die studentische Pflicht nun einmal dazu führt, dass alles andere wichtiger scheint als das Studium. Es ist manchmal ein mühsamer Weg bis zur Vollendung einer gelungenen Hausarbeit; am Ende winkt in einigen Fällen die Erleichterung, sich dem Schreibaufwand doch noch gewidmet zu haben. Und dies umso mehr, wenn sogar eine gute Note dabei herauskommt. Manche entdecken im Zuge des Verfassens einer Hausarbeit sogar ihre Leidenschaft am Verfassen wissenschaftlicher Texte. Doch was passiert mit der zu Papier gebrachten Erkenntnis? Soll das Opus tatsächlich im Ordner oder auf einer Festplatte verstauben? Dass eine gelungene Haus- oder Abschlussarbeit aus unserer Sicht ein breiteres Publikum als den die Erst- und Zweitkorrektor_in verdient, ist nicht überheblich, sondern zielt

auf vermehrte Artikulationsmöglichkeiten relevanter Erkenntnisse auf studentischem Niveau. In so manchen Schriften vom wissenschaftlichen Nachwuchs eines Faches steckt nämlich außerordentliches Potential; dies könnte innerhalb der Disziplin durchaus mehr Beachtung finden.

Vielleicht war es nur eine Frage der Zeit bis sich für das Fach Soziologie eine Initiative gründete mit genau diesem Ziel, studentischen Arbeiten eine Plattform zu bieten. Die Umstände dazu waren so einfach wie folgenreich. Beim Studentischen Soziologiekongress 2007 in Halle (Saale) wurde eines ganz deutlich: die Irritation darüber, dass eines der wichtigsten Handwerkszeuge des Faches – wissenschaftliches Schreiben – vor allem ein Schreiben für Lehrende war und zu weiten Teilen noch ist. Eine Auseinandersetzung mit der Präsentierbarkeit, Lesbarkeit und Verständlichkeit des

Geschriebenen für fachfremdes oder „nur interessiertes“ Publikum fand und findet dabei kaum statt. Ganz zu schweigen von den Möglichkeiten für Studierende, überhaupt in einem wissenschaftlichen Journal zu veröffentlichen (vgl. Hänel 2017). Der innerwissenschaftliche Diskurs war und ist hierarchisch strukturiert; ohne mindestens einen Dokortitel hätte man – so damals wie heute die weit verbreitete Annahme – nichts zu sagen.

Die Initiative aus Halle war fest entschlossen, dieser strukturellen Ungleichheit entgegenzuwirken und so entstand die Zeitschrift „Studentisches Soziologiemagazin“. Neben der Zeitschrift riefen die Initiator_innen Susanne Richter, Frederik Peters, Monika Welker, Maria Hofmann, Michael Sitte, Christian Schladitz und Frank-Holger Acker den gemeinnützigen Verein „soziologiemagazin e.V.“ ins Leben, welcher fortan als Herausgeber für die Zeitschrift fungiert. Elf Jahre ist dies nun her. Grund genug, diese Geschichte aufzuarbeiten. In diesem Beitrag möchten wir deshalb auf wichtige Ereignisse zurückblicken und aufzeigen, welche Schwierigkeiten, aber auch welche Erfolge im Kontext des Soziologiemagazins durchlebt wurden.

Schritt 1: Redaktion werden!

Um ein Magazin betreiben zu können, muss zunächst eine Redaktion aufgebaut

werden. Die Redaktionserfahrung gingen jedoch gegen Null. Konzepte wie „peer-to-peer Reviews“ geisterten durch die Köpfe, von wissenschaftlichen Beiräten hatte man bereits gehört und natürlich kannte man die berühmten drei Buchstaben: „CfP“, wahlweise auch als schicke Buchstaben-Zahlen-Kombination: „C4P“ oder für die Konservativen unter uns der weniger schillernde „Call for Papers“, der sich jedoch explizit so gut wie nie an Studierende richtete. Das alles in eine richtige Reihenfolge gebracht, war bereits ein guter Anfang. Aber welche Stellung wollte, sollte und konnte man eigentlich im Fachdiskurs einnehmen? Soll das Magazin dem Anspruch eines wissenschaftlichen Journals nacheifern? Die Entscheidung für einen Wissenschaftlichen Beirat (kurz „WB“) etwa kann im Nachhinein als ein Zeichen für ein wissenschaftsnahes und gegen ein beliebiges Publizieren gesehen werden. Auch wurde sich für relativ enge Disziplingrenzen entschieden. Statt also ein Studentisches Magazin zu gründen, entstand das Studentische *Soziologiemagazin*. Diese Praxis hat sich bis heute gehalten, wobei wir mittlerweile der Devise folgen, die Gutachten des wissenschaftlichen Beirats als Expertise zwar heranzuziehen, über die Publikation entscheiden jedoch letztlich die jeweiligen studentischen Redakteur_innen.

Schritt 2: Veröffentlichen! – aber was?

All jene damals getroffenen Entscheidungen tragen zu einem noch heute geltenden Arbeitsablauf bei, der durch seine Routinen zuweilen zermürbt, im Chaos der Heftentstehung jedoch wichtigen Halt gibt. Zunächst werden also Calls geschrieben, die Einsendungen von der Redaktion und dann vom WB begutachtet, die zugelassenen Artikel von den Autor_innen in der Regel mindestens zwei Mal überarbeitet, lektoriert, freigegeben, in Form gegossen und schließlich publiziert. Die themengebundenen Ausgaben schaffen praktischerweise bereits ein erstes Auswahlkriterium: Passt die Einsendung grundsätzlich zum Call? Nun ja, von „Auswahl“ kann eigentlich mit Blick auf unsere Geschichte nicht die Rede sein, denn in den ersten drei Jahren (2008–2011) erhielten wir viel zu wenige Einsendungen unter denen auch nur solche waren, die nicht unserer Vorstellung eines publizierbaren Artikels entsprachen. Offenbar mussten wir uns nicht nur unsere Leser_innen heranziehen, sondern auch unsere Schreiberlinge. In der Folge begnügte sich die damalige Redaktion mit nur einer Ausgabe des Soz-Mags pro Jahr.

In diesen Anfangsjahren wurde deutlich, wie wenig Erfahrung wir bei der Entstehung eines wissenschaftlichen Magazins eigentlich hatten und worauf es zunächst

ankam: Popularität. In der Folge drehten wir die Aufmerksamkeitsspirale, richteten Facebook und Twitter-Accounts ein, nutzten die Uni-Verteiler, kooperierten mit Lehrenden, druckten Flyer und Poster. Nach und nach stieg die Bekanntheit und mit dem Fame kam auch die Arbeit. Mittlerweile publizieren wir, wie einst geplant, mindestens zwei Ausgaben pro Jahr. Darunter finden sich auch vereinzelt Sonderausgaben, welche in Kooperation mit Externen entstehen, wie beispielsweise den Organisator_innen des Studentischen Soziologiekongresses 2011 in Berlin oder einer Seminargruppe der Johannes-Kepler-Universität Linz unter der Leitung von Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher. Jüngst haben wir ein Sonderheft in Zusammenarbeit mit dem bayerischen *Forschungsverbund Gender und Care* veröffentlicht und ein weiteres Heft von Master-Studierenden aus Frankfurt am Main ist in der Pipeline. Bei allem kreativen Schaffen stoßen wir hin und wieder auch an unsere Grenzen. 2017 mussten wir leider einige Anfragen ablehnen. Wie wir mit solchen Erfahrungen umgehen, ist innerhalb der Redaktion ein wichtiges Thema. Es ist nicht immer ganz leicht, sowohl den Leser_innen sowie den Publikationswütigen da draußen zu genügen. Hin und wieder holen uns also die Geister, die wir riefen, ein und führen zu Frustration, da wir als gemeinnütziger Verein mit ausschließlich ehrenamtlichen Mitgliedern nicht allen Ansprüchen, Wünschen und Ideen genügen können.

In diesen Momenten regiert Chaos und Ratlosigkeit das SozMag, was es gerade neuen Redaktionsmitgliedern nicht immer ganz einfach macht, hier durchzusteigen. Und dennoch finden wir sie immer wieder, die motivierten Neuzugänge, die frischen Wind bringen, verkrustete Strukturen aufbrechen und das SozMag wieder zu dem machen, was es immer sein wollte: ein Probierfeld.

Schritt 3: Spielarten des Publizierens

Größter und schönster Erfolg bisher war sicherlich die Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich 2012. Der Verlag bot an, das Magazin nun auch bibliographisch bei sich aufzuführen. Das sicherte uns die heiß begehrte ISBN und die damit verbundene Langzeitarchivierung der nun neuen Print-Exemplare in der Deutschen Nationalbibliothek. Es ist bis heute immer eine Freude, ein fertiges Magazin in Händen zu halten – und das nach einer vergleichsweise kurzen Bearbeitungszeit (etwa fünf Monate).

Die mit der ISBN weiter voranschreitende Professionalisierung führte auch zur weiteren fachlichen Etablierung. Und wieder

fragten wir uns, wie nah wollen wir dem hierarchischen, innerwissenschaftlichen Diskurs sein? Wie sehr wollen wir uns angleichen? Unser Ziel – eine Publikationsplattform für Studierende zu errichten, um diese am Diskurs teilhaben zu lassen – schien nun endgültig erreicht. Doch wie soll dieser Diskurs gestaltet sein, an dem wir partizipieren, den wir allerdings auch reproduzieren? Für uns steht der Diskurs klar im Zentrum und nicht etwa die Publikation um des Publizierens willens. Daher ist uns der Austausch über Social Media sehr wichtig. Und tatsächlich sind wir mittlerweile mehr als nur ein Journal, sondern eine umfassende Medienplattform für Soziologiestudierende und Soziologi-

einteressierte. Wir würden sogar so weit gehen und behaupten, dass das Soziologiemagazin über die Social-Media-Kanäle eine relativ gute Information sicherstellt und den soziologisch interessierten Blick für fachlich relevante Themen schärft.

Eine große Hilfestellung waren dabei sicherlich auch die Kräfte unter uns, die nicht nur über eine soziologische Fachkompetenz verfügen, sondern darüber hinaus auch noch technisch begabt sind. So entstand eines unserer Kernstücke der Redaktionsarbeit: unser SoziologieBlog.

” Es ist bis heute immer eine Freude, ein fertiges Magazin in den Händen zu halten

Der Blog liefert wöchentlich Beiträge, die von der Redaktion organisiert werden, sei es durch Calls für Kurzbeiträge oder Blogreihen, Rezensionen, Interviews, Erfahrungs-, Tagungs- oder Praktikumsberichte. Den Beiträgen auf unserem Blog sind im Grunde keine Grenzen gesetzt und wir verzichten dabei auch auf unser zeitintensives Peer-Review. Schon oft ist eine erfolgreiche Blogreihe ganz aus einer Laune eines einzelnen motivierten Redaktionsmitglieds entstanden. Der Blog dient uns außerdem als permanenter Knotenpunkt für weitere Plattformen, wie etwa unseren YouTube-Kanal. Hier veröffentlichen wir aufgezeichnete Interviews, welche beispielsweise beim Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (kurz „DGS“) oder über direkten Kontakt mit den Interview-Partner_innen zustande kamen. Bisher bildet die Mehrheit der Interviewten eine Reihe bekannter Professor_innen. In Zukunft wollen wir deutlich mehr Soziolog_innen aus dem Mittelbau bzw. dem sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs ins Zentrum stellen.

Ein Versuch, dem wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine audiovisuelle Plattform anzubieten, war die Aufzeichnung der Vorträge in den von der Redaktion organisierten Ad-hoc-Gruppen der DGS-Kongresse 2014 in Trier und 2016 in Bamberg. Zunächst war es eine große Errungenschaft für uns, überhaupt eine Ad-hoc-Gruppe anbieten zu können. Wir wollten diese

Chance nutzen und uns erstmals dem Thema „Krise der Kommunikation. Wo bleibt der soziologische Diskurs?“ widmen. Dabei legten wir Wert auf die Vermittelbarkeit des Faches sowohl fachintern als auch – und vor allem! – fachextern. Plötzlich waren wir Teil des Diskurses um eine „Public Sociology“ und präsentierten unsere Erfahrungen in einem Sammelband, herausgegeben von Anette Treibel und Stefan Selke (vgl. Köhler/Krüger/Rudolfi 2018).

Etwas experimenteller organisierten wir die zweite Ad-hoc-Gruppe in Bamberg mit dem Titel „Undiszipliniertes Soziologisieren? Eine Erkundung zu Partizipationsmöglichkeiten und epistemischen Praktiken außerhalb des Hochschulstandards“. Dabei diskutierten wir über die Frage, wie soziologisches Wissen jenseits von Universitäten gelehrt, aber auch praktisch zum Einsatz gebracht werden kann, und vor allem welche Grenzen dabei (implizit) vom Fach selbst auferlegt werden. Mit den beiden Ad-hoc-Gruppen näherten wir uns abermals dem fachinternen Wissenschaftsbetrieb, was wiederum kritische Fragen generierte.

Schritt 4: Kritisch Weitermachen?!

Die Entstehung des Soziologiemagazins könnte mit den drei Wörtern „learning by doing“ umschrieben werden. Das gilt aber nicht nur für die Arbeit innerhalb der

” Die Entstehung des Soziologiemagazins könnte mit den drei Wörtern „learning by doing“ umschrieben werden.

Redaktion, sondern auch für alle Autor_innen, die je beim Soziologiemagazin etwas veröffentlicht haben. Unserem Anspruch, die Kreativität und Publizierbereitschaft von Studierenden zu fördern, konnten wir – hoffentlich – größtenteils gerecht werden. Auf einem anderen Blatt steht wiederum, wohin wir damit genau wollen. Den spielerischen Freiraum zum schriftlichen (und auch mündlichen) Ausprobieren wollen wir auf der einen Seite weiter bereitstellen. Gleichzeitig können wir uns dem Vorwurf nicht erwehren, den Publikationsdruck nun auch bei Studierenden mehr und mehr zu etablieren. Das ist die Kehrseite unserer Arbeit. Eine zufriedenstellende Lösung haben wir hierfür leider noch nicht gefunden.

Fazit

Das Soziologiemagazin scheint mittlerweile als Medienplattform sowohl für den wissenschaftlichen Nachwuchs als auch für Soziologieinteressierte gut etabliert zu sein und das ist nach 11 Jahren chaotischem Ausprobieren ein Grund zur Freude! Manchmal denken wir sogar, dass das Soziologiemagazin schon als Selbst-

verständlichkeit angesehen wird. Dass dies der herausragenden Leistung der Redaktionsmitglieder zu verdanken ist, welche in ihrer Freizeit so viel Energie in diese Institution stecken, wollen wir hier einmal mehr hervorheben. Es kamen Einflüsse von Redakteur_innen unterschiedlichster Couleur und Disziplinen, die mal mehr, mal weniger schnell wieder gingen. Die Fluktuation ist ein großes Problem in unserer ehrenamtlichen Arbeit; dennoch konnten wir bis heute unsere Existenz gewährleisten. Dafür möchten wir allen ein herzliches Dankeschön aussprechen, die dazu ihren Beitrag geleistet haben, v.a. unserem Wissenschaftlichen Beirat, dem Verlag Barbara Budrich, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und natürlich unseren Leser_innen. Danke!

LITERATUR

Hänel, Lisa (2017) : Die Retter der Abschlussarbeiten. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 9.3.2017, online abrufbar unter, <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/studentische-fachzeitschriften-die-retter-der-abschlussarbeiten-14906689.html> (28.03.2018).

Köhler, Benjamin/Krüger, Maik/Rudolfi, Markus (2018): Das Soziologiemagazin als öffentliches Fachportal im Social Web. In: Selke, Stefan/Treibel, Annette (Hrsg.): Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer, S. 79–93.

Ring, Anett/Krüger, Maik (2014): Wissenschaftliches Publizieren: Peer Review. In: Soziologiemagazin 2/2014. Emotionen. Wie sozial sind unsere Gefühle?, S. 102–105.



Einzelheft 10 €
Im Abo 6,55/5,10 €

4'18

**Blätter für
deutsche und
internationale
Politik**

Der neue Kalte Krieg
August Pradetto, Craig Murray

Afghanistan: Die Opiumfront
Alfred W. McCoy

Europa en marche?
Ulrike Güterot

Imperialer Rassismus
Pankaj Mishra

**Krieg um Syrien:
Das neue Great Game**
Marcel Serr

GroKo oder: Die große Verschleppung
Schneider, Genster, Götze

Kein Sozialismus ist auch keine Lösung
Claus Leggewie

**»Wir werden frei sein!«:
Martin L. King bis Black Lives Matter**
Inken Behrmann

Foto: coralle / photocase.de

Den Blick weiten: »Blätter« lesen!

Eine Insel der Vernunft in einem Meer von Unsinn | www.blaetter.de

Soziologiemagazin Quo Vadis

Öffentliche Soziologie zwischen Ist- und Soll-Zustand

Schlagwörter:

Public Sociology 2.0, Leser_innenbefragung, Geschichte Soziologiemagazin

von Andreas Schulz

Zum zehnjährigen Jubiläum des Vereinsbestehens stellte sich die Redaktion des *Soziologiemagazins* die Fragen, wie die Arbeit des Vereins wahrgenommen wird, welche Personen das Soziologiemagazin lesen und welche Aspekte der soziologischen Öffentlichkeitsarbeit verbessert und welche aus Sicht der Leser_innen noch entwickelt werden können. Da von Seiten der Redaktion bereits seit längerem der Wunsch bestand, diese Fragen zu beantworten, bot sich das zehnjährige Vereinsbestehen dazu an, sowohl über die Geschichte des Soziologiemagazins zu reflektieren (siehe den Beitrag von Maik Krüger und Markus Rudolf in diesem Band), als auch einen Blick in die Gegenwart und Zukunft zu wagen. Es wurde auf Basis redaktionsinterner Anregungen ein entsprechendes Survey erstellt, welches im November und Dezember 2017 über die Website des Soziologiemagazins sowie die Social Media

Kanäle Twitter und Facebook verbreitet wurde. Unter dem Stichwort *Soziologiemagazin – Quo Vadis* wollte die Redaktion in zwölf inhaltlichen Fragen die Meinungen, Wünsche und Kritiken der Leser_innen des Soziologiemagazins erfassen. Der folgende Beitrag widmet sich der Auswertung dessen. Damit soll einerseits versucht werden, einen basalen Blick auf den *Ist-Zustand* der wahrgenommenen Arbeit des Soziologiemagazins darzustellen und andererseits eine quantitative Vorstellung der Leser_innenschaft abgebildet werden. Darüber hinaus sollen die Ergebnisse einen Ausblick auf einen möglichen *Soll-Zustand* gewähren, das heißt wie eine *Public Sociology* Plattform im deutschsprachigen Raum wahrgenommen wird, welche Wünsche und Erwartungen ein soziologieinteressiertes Publikum an eine *Public Sociology 2.0* richtet und welche Implikationen damit verbunden sein können.

Die Umfrage wurde vom Autor, in Abstimmung mit der Redaktion, im Frühjahr 2017 erstellt und Anfang November freigegeben. Mit zirka 6.500 Twitter-Follower_innen und 17.800 Seitenabonnent_innen und 25.600 potentiell auf Facebook erreichbaren User_innen je Woche, haben 178 Personen den vierminütigen Fragebogen begonnen, davon haben 86 den Fragebogen korrekt ausgefüllt und abgeschlossen. Es ist zu betonen, dass die Ergebnisse nur einen eingeschränkten Aussagecharakter aufweisen können. Die Daten stellen daher lediglich eine Exploration bezüglich der Frage nach der wahrgenommenen gegenwärtigen Arbeit und der Zukunft des Soziologiemagazins dar.

72

Da das Erkenntnisinteresse lediglich darin bestand, grundlegende Strukturmerkmale eines Public Sociology Publikums und im Besonderen der Leser_innenschaft des Soziologiemagazins und seiner Medienportale wie der Website, dem Journal, Blog, Facebook, Twitter und Youtube zu erfassen, beschränkten sich die Fragen auf die Altersstruktur, Tätigkeit sowie den Studienstatus.

Neben Studierenden der Soziologie beziehungsweise Sozialwissenschaften haben Personen mit folgenden Studienhintergründen am Survey teilgenommen: Kommunikationswissenschaft, Kultur- und Sozialanthropologie, Management, Politik und Verwaltung, Sozial- und

Medienwissenschaft, Soziale Arbeit, Gender Studies, Wirtschaftswissenschaften, Konfliktforschung, Verlagswesen und Anglistik. Zudem gaben einige befragte Personen ihr explizites berufliches Tätigkeitsfeld an, wie zum Beispiel eine Sozialarbeiterin, die in einem Jobcenter im Bereich Coaching arbeitet, eine Lehrerin, eine Integrationslehrerin, eine Person in der Unternehmensberatung, einige wissenschaftliche Mitarbeiter_innen sowie eine Person im professionalisierten Feld der Medienbeobachtung. Es gaben 58 Prozent der befragten Personen an im Bachelor- oder Masterstudienprogramm an einer Universität oder Fachhochschule zu studieren, 15 Prozent befinden sich in einem Promotionsverfahren und knapp 27 Prozent gehen einer anderen nicht-universitären Studententätigkeit nach. Demographisch setzt sich die Leser_innenschaft aus einer eher jüngeren Rezipient_innenschaft zusammen (siehe Abb. 1).

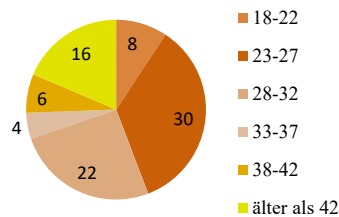


Abbildung 1 Alter der Befragten (in Prozent)

Der Ist-Zustand

Inhaltlich wird der Survey mit der Frage des Zugangs zum Soziologiemagazin eröffnet. Hier gaben 13 Prozent der Befragten an, durch die Recherche zu einem bestimmten Thema auf das Soziologiemagazin gestoßen zu sein. Die anderen Befragten gaben an, durch Empfehlungen von Freund_innen, Kommiliton_innen oder Bekannten auf das Magazin aufmerksam geworden zu sein (23,3 Prozent) sowie eine große Mehrheit durch ein beliebiges Surfverhalten im Internet (siehe Abb. 2). Unter den weiteren Zugängen finden sich Angaben wie, dass der/die Rezipient_in auf der expliziten Suche nach kostenlosen Soziologiejournals und Blogs mit soziologischen Inhalt waren, über Twitter aufmerksam geworden sind beziehungsweise das Soziologiemagazin in Universitäten auslag oder im Universitären Bibliothekskatalog gelistet aufgefunden wurde.

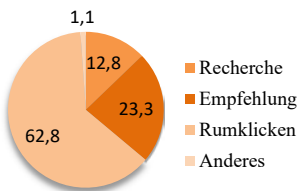


Abbildung 2 Zugang zum Soziologiemagazin

Im Anschluss wurde nach der Dauer gefragt, seit wann die befragte Person Leser_in des Soziologiemagazins ist. Es zeigt sich in den Sampledaten, dass der Großteil der Befragten seit mehr als zwei Jahren die Inhalte der Soziologiemagazin-Plattformen verfolgt. Zudem zeigen die Daten, dass permanent neue Leser_innen auf das Magazin aufmerksam werden, was sich auch durch die gesteigerte Social Media-Nachfrage und Präsenz der letzten Jahre und die gestiegenen Follower_innen-Zahlen auf Facebook (durchschnittlicher Zuwachs von 50 Abonnement_innen je Woche) und Twitter (zirka neue 1.000 Follower_innen je Jahr) erklären lässt.

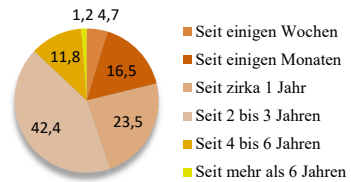


Abbildung 3 Seit wann werden die Inhalte des Soziologiemagazins genutzt?

Im nachfolgenden Fragekomplex wird die Häufigkeit der Mediennutzung der Website, Facebook, Twitter, Youtube sowie der Seite des Verlags budrich-journal.de ermittelt (siehe Abb. 4, Angaben in Prozent). Die Antworten des Samples verdeutlichen, dass die Mehrheit der Befragten die Plattformen Facebook und

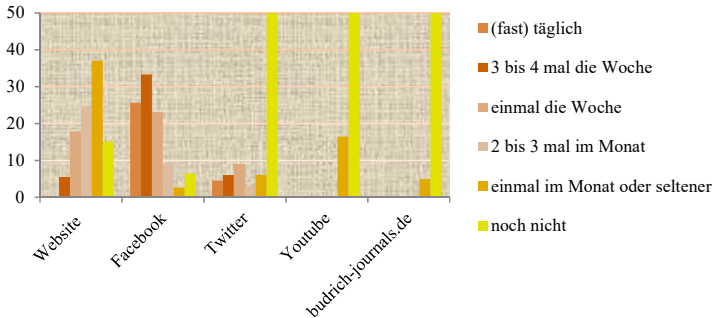


Abbildung 4 Häufigkeit der Plattform-Nutzung (in Prozent)

74

Twitter am häufigsten nutzen. Die Website Soziologiemagazin.de wird ebenfalls aufgerufen, allerdings deutlich seltener als die genannten Social Media Plattformen. Unter den befragten Nutzer_innen sind der Youtube-Channel des Soziologiemagazins sowie die Website des Verlags Barbara Budrich fast gänzlich unbesucht.

Unabhängig davon, dass der Survey über die drei meistfrequentierten Plattformen verbreitet wurde, verdeutlichen die Ergebnisse die Potentiale einer Public Sociology in den sozialen Medien. Anschlussfragen an die Thematik der digitalen und analogen Nutzung bestätigen, dass viele der befragten Nutzer_innen die öffentlich wirksame Präsenz sehr wertschätzen und loben die Infrastrukturen auf Twitter und Facebook. Besonders hier heben einige Personen in der offenen Frage; *Wo würdest du Inhalte des Soziologiemagazins außerdem lesen wollen?* hervor, noch mehr redaktionelle

Essays zu publizieren, noch mehr Präsenz zu zeigen. Besonders der zuletzt genannte Kritikpunkt soll im Fazit näher diskutiert werden, da dieser Wunsch eines der Hauptanliegen des Vereins widerspiegelt, das Bewusstsein für eine Public Sociology zu schärfen (vgl. Köhler/Krüger/Rudolfi 2018). Zudem versteht sich der Verein *soziologiemagazin* als ein Akteur der Public Sociology, die zu wesentlichen Anteilen im Social Web operiert (ebd.), da sich durch den Netzwerkcharakter eine interessen-geleitete Aufmerksamkeit generieren lässt und auch gehalten werden kann. Wie der Grazer Soziologie Christian Fleck anmerkt, haben die deutschsprachigen Soziologien es in der Vergangenheit versäumt, die Beziehung zu einem „Laienpublikum“ zu pflegen (Fleck 2008: 391). Dieser Umstand soll durch eine Diskursplattform in einer speziellen öffentlichen Sphäre, dem Social Web, überwunden werden.

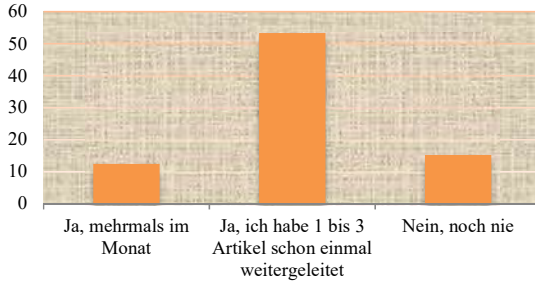


Abbildung 5 Weiterleitung von Inhalten des Soziologiemagazins (in Prozent)

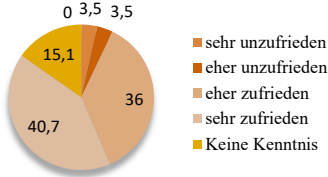
Darauf bezugnehmend wurden mögliche Formen der Anschlusskommunikation als Reaktion auf geteilte Inhalte auf Social Web-Plattformen und auf redaktionelle Inhalte der Website und der regulären Journalausgaben erfragt. Auf die Frage *Hast Du schon einmal jemandem einen Artikel bzw. Inhalt aus dem Soziologiemagazin oder dem Soziologieblog via Social Media weitergeleitet?*, gaben 66 Prozent der Befragten an, redaktionelle Inhalte wie Artikel und Blogbeiträge bereits weitergeleitet zu haben, zwölf Prozent davon mehrmals im Monat (siehe Abb. 5). Daran anschließend gaben knapp 50 Prozent an, bereits zwei bis dreimal über Inhalte des Soziologiemagazins mit Kolleg_innen, Freunden oder Kommiliton_innen gesprochen zu haben.

Da in der Survey-Erstellung ein evaluativer Schwerpunkt auf die redaktionelle Arbeit gesetzt wurde, hatten die befragten

Personen die Möglichkeit, die Inhalte der Journals, Blogreihen, sowie die wissenschaftliche und redaktionelle Qualität auf einer fünfstufigen Likertskala zu bewerten. Die folgenden Graphiken sollen wesentliche Erkenntnisse hervorheben.

Wie zufrieden bist du mit...

... den Inhalten und Themen der regulären Journal-Ausgaben des Soziologiemagazin?



... der Qualität der regulären Journal-Ausgaben des Soziologiemagazin?

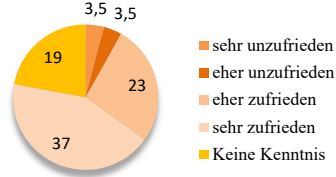
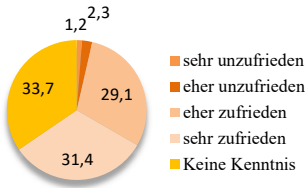


Abbildung 6 Themen des Journals

Abbildung 7 Qualität des Journals

76

... den Themen und den Inhalten der Sonderhefte?



... den Themen der Blogreihen?

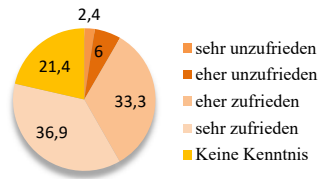
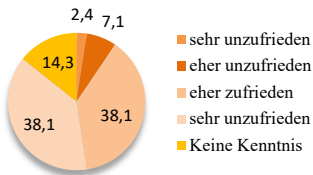


Abbildung 8 Themen und Inhalte der Sonderhefte

Abbildung 9 Themen der Blogreihen

... der wissenschaftlichen Qualität der Blogbeiträge?



... der inhaltlichen Qualität der Blogbeiträge?

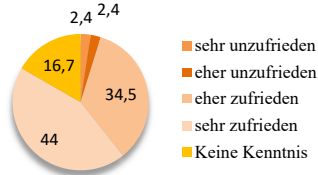
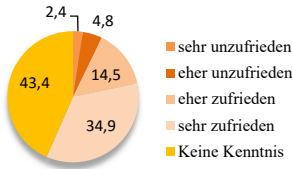


Abbildung 10 Qualität der Blogbeiträge

Abbildung 11 Inhalt der Blogbeiträge

... der Qualität der redaktionellen Reaktion auf Facebook?



... der Qualität der redaktionellen Reaktion auf Twitter

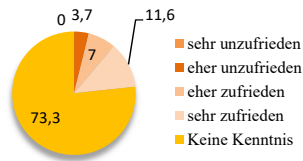


Abbildung 12 Redaktionelle Reaktion Facebook

Abbildung 13 Redaktionelle Reaktion Twitter

... der Qualität der redaktionellen Reaktion auf dem Youtube-Channel

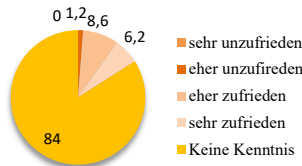


Abbildung 14 Redaktionelle Reaktion Youtube

Die Detailansicht der einzelnen Formate, Journal, Blogreihen und Sonderhefte zeigen mit Ausnahme der Sonderhefte relativ konstante Zufriedenheitswerte unter den Befragten. Die Sonderhefte *2012/1 Soziale Teilhabe*, *Prekarität*, *Ungleichheit*, *Gerechtigkeit* sowie *2012/2 Komplexe neue Welt* bilden eine Ausnahme, da die Ausgaben besonders den „jüngeren“ Leser_innen weniger bekannt und das Format des Sonderheftes an sich ein seltener publiziertes Medium darstellt als es die regulären Themenhefte und -blogs sind. Die Erklärung für die teilweise negative Bewertung der Qualität der Blogreihen und der Hefte lässt sich aus den offenen Fragen entnehmen.

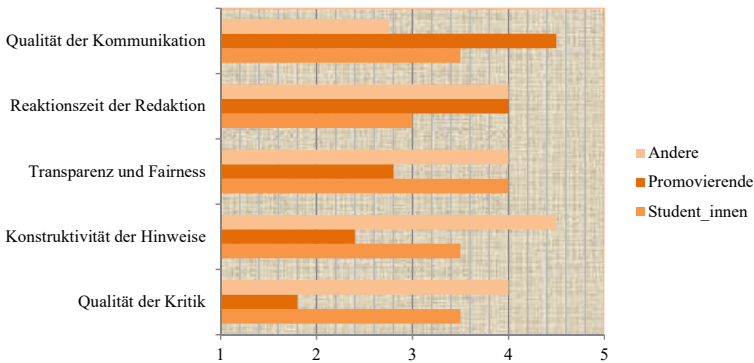
Die Kritik umfasst zum Teil die Wahl der Themen, die bei einigen Rezipient_innen trendorientiert wirken. Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass die jeweiligen Heftthemen auf Facebook durch die Abonnent_innen abgestimmt werden. Andere Personen wünschen sich explizit mehr Inhalte, die sich sogenannten Bindestrichsoziologien bzw. Speziellen Soziologien widmen (dazu mehr im Kapitel *Soll-Zustand*).

Die Auswertung bzgl. der redaktionellen Reaktionen (u.a. Qualität der Rückmeldungen) in den sozialen Medien zeigt, dass vor allem auf Facebook eine Interaktion mit der Redaktion wahrgenommen

wird. Diese Interaktionen werden von den Personen, die bereits Anfragen äußerten, überwiegend als sehr positiv eingeschätzt. Allerdings ist hier anzumerken, dass ein Großteil der Befragten im Sample noch keine Kontakterfahrungen mit der Redaktion gesammelt haben. Interaktionen zwischen Redaktion und Rezipient_innen lassen sich in noch geringerer Ausprägung für die Plattformen Twitter und Youtube konstatieren, wobei hier ebenfalls Interaktionsmöglichkeiten gegeben sind, aber weniger Handlungspotenziale entfaltet werden und deutlich weniger User_innen sich auf diesen Plattformen über die Inhalte des Soziologiemagazins informieren, als es bei Facebook der Fall ist. Wird bei der Analyse der Items ‚Zufriedenheit‘ der Studienstatus der Befragten mit einbezogen, ergibt sich

ein differenzierteres Bild. Hierfür wurde auf Basis der fünfstufigen Likertskalierung ein Index gebildet, wobei ein Wert von ‚5‘ einer hervorragenden und ein Wert von ‚1‘ einer schlechten Bewertung entspricht. Besonders Promovierende, die bereits Journal- und/oder Blogbeiträge eingesendet haben, bewerten die Transparenz und Fairness, die Konstruktivität der Hinweise sowie die Qualität der redaktionellen Kritik deutlich schlechter als es BA- und MA-Student_innen und Nicht-Studierende tun (siehe Abb. 15). Positiv hervorzuheben ist, dass Promovierende die Qualität der Kommunikation überdurchschnittlich positiv bewerten. Naheliegende Gründe für diese Einschätzungen können darin begründet liegen, dass der Großteil der Soziologiemagazin Redaktion MA-Studierende sind

78



Indexskalierung: 1 = Schlecht, 2 = Unzureichend, 3 = Okay, 4 = Gut, 5 = Hervorragend.

Abbildung 15 Bewertung der Redaktion, differenziert nach Tätigkeitsprofil der Befragten

und daher weniger gezielt auf die inhaltlichen Bedürfnisse der Promovierenden eingehen können, als sie das bei BA- und MA Studierenden tun können.

Da im Survey nur ein geringer Anteil der Befragten angab, bisher einen Journalbeitrag eingereicht zu haben, soll im Folgenden ein kurzes quantitatives Profil der Autor_innen präsentiert werden. Es soll helfen, die Publikationskultur des Soziologiemagazins noch stärker zu veranschaulichen und soll verdeutlichen, welche Autor_innen das *peer-review* Verfahren (siehe Ring/Krüger 2014: 102) bisher durchlaufen haben.

Wer bis dato im Soziologiemagazin publizierte

Eine quantitative Bestandsaufnahme (vgl. Reichmann 2011) der vergangenen fünf Jahrgänge verdeutlicht, dass kontinuierlich Texte von Bachelor-, Master- und Promotionsstudierenden und, mit Ausnahmen, von Post-Docs und nicht-mehr-Studierenden eingereicht und veröffentlicht wurden. Die nachfolgenden Zahlen sollen einen Überblick über die Autor_innen des Soziologiemagazins geben. In den Jahrgängen 1/2013 bis 2/2017 wurden Schwerpunkt- als auch Perspektiventexte

von insgesamt 47 Autor_innen, darunter auch Co-Autor_innenschaften, veröffentlicht. Es finden sich Texte von 24 männlichen und 23 weiblichen Autor_innen¹. Die Altersspanne der Autor_innen zum Zeitpunkt der Hefterstellung umfasst die Spanne von 20 bis 38 Jahren, bei einem Durchschnitt von 27,6 Jahren (Abb. 16).

Die Mehrheit der Autor_innen befand sich zum Zeitpunkt der Heftentstehung in einem Master-Studienprogramm (22), gefolgt von Promotionsstudierenden (12) und Personen, die ihren akademischen Grad, aber nicht ihre derzeitige Tätigkeit, veröffentlichen sowie wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen, die nicht dezidiert einen Doktorand_innenstatus besitzen (7). Zudem haben drei BA-Studierende und drei Post-Docs einen Beitrag in einer der vergangenen Ausgaben veröffentlichen können (siehe Abb. 17).

Diese Auszählung verdeutlicht sowohl die Pluralität der angesprochenen Zielgruppen (Studierende aller Curricula und auch sonstige Soziologie-interessierte Personen), als auch dass vermehrt Beiträge von Studierenden veröffentlicht werden, die sich in einem eher fortgeschrittenen Stadium ihres Studiums befinden. Ebenso vielfältig ist der Studienhintergrund, den die Autor_innen angeben. Diese umfassen

¹ Die Angabe zum Geschlecht leitet sich durch die Selbstauskunft der Autor_innen und der darin verwendeten Pronomen ab. Die Angabe kann mit dem Gender der Autor_innen divergieren.

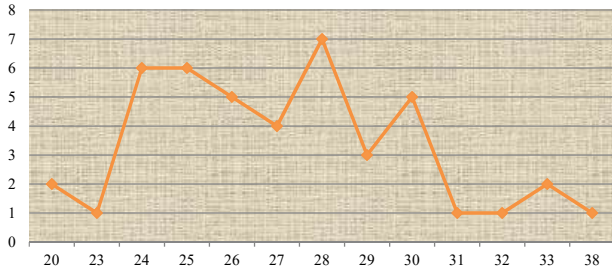


Abbildung 16 Anzahl der Artikel nach Alter der Autor_innen (in absoluten Zahlen)

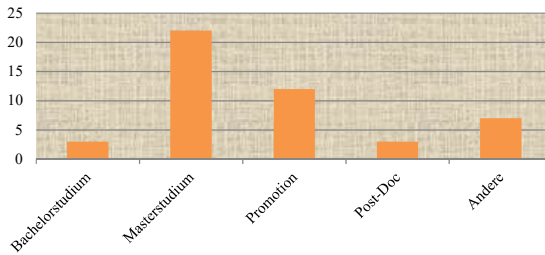
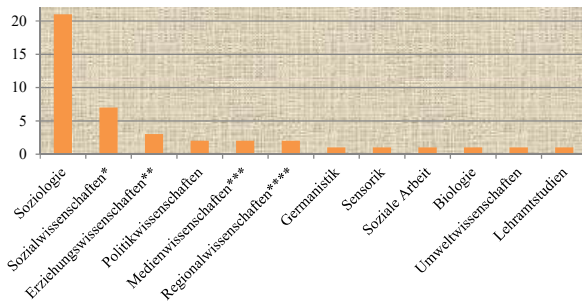


Abbildung 17 Autor_innen nach ihrem Studienstatus zum Zeitpunkt der Heftherstellung



* Fächerkombination (Soziologie/Politik-/Wirtschaftswissenschaften; ** Erziehungs- und Bildungswissenschaften; *** Medien-/Kommunikationswissenschaften/Publizistik; **** Amerikanistik, Anglistik.

Abbildung 18 Studienhintergrund der Autor_innen zum Zeitpunkt der Hefteröffentlichung

das Hauptfach Soziologie mit 22 Nennungen, interdisziplinäre Studienkombinationen innerhalb der Sozialwissenschaften (Soziologie, Politikwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften) (7), die Fächer Kommunikations- und Medienwissenschaften (2), Anglistik, Amerikanistik, Lehramts- und Erziehungsstudien, Bil-

dungswissenschaften, Sensorik, Soziale Arbeit, Biologie und Umweltwissenschaften (Abb. 18). Diese Pluralität verdeutlicht den Anspruch des Magazins, welches eine Plattform für sozialwissenschaftliche Inhalte bietet und interdisziplinäre Ansätze fördert.



Abbildung 19 Geographische Verortung der Autor_innen (Quelle: stepmap.de)

Ähnliches lässt sich über die relativen geographischen Verortungen der Autor_innen konstatieren, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz studieren bzw. institutionell assoziiert sind. Neben Beiträgen aus Frankfurt am Main (5) gab es Einsendungen von Promotionsstudierenden aus Paderborn, Post-Docs die an mehreren Universitäten lehren, Autorinnenkooperationen aus Innsbruck und Zürich sowie eine Einsendung von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter der London School of Economics, Artikel aus Wuppertal, Lüneburg, Bremen, Leipzig, Jena und Wien. Die nachfolgende Abbildung 19 soll diese räumliche Vielfalt und den damit einhergehenden Anspruch einer deutschsprachigen Public-Sociology Plattform verdeutlichen.

82

In der Leser_innenbefragung gaben 96,5 Prozent der Rezipient_innen an, dass sie noch keinen Artikel für eines der Themenhefte eingesendet haben. Im Vergleich dazu haben sechs Prozent der teilgenommenen Personen schon einmal einen Blogbeitrag übermittelt. Die Gründe hierfür sind vielfältig (siehe Abb. 20). Die meisten der Befragten gaben an, dass sie keine Zeit hätten (47 Prozent), dass sie nicht wissen, warum sie noch nicht eingesendet haben (18 Prozent), sowie dass das Niveau für sie als Autor_innen (noch) zu hoch sei (10,4 Prozent). Ebenfalls gaben einige Rezipient_innen an, dass sie nicht wussten, dass sie selbst Manuskripte einsenden können.

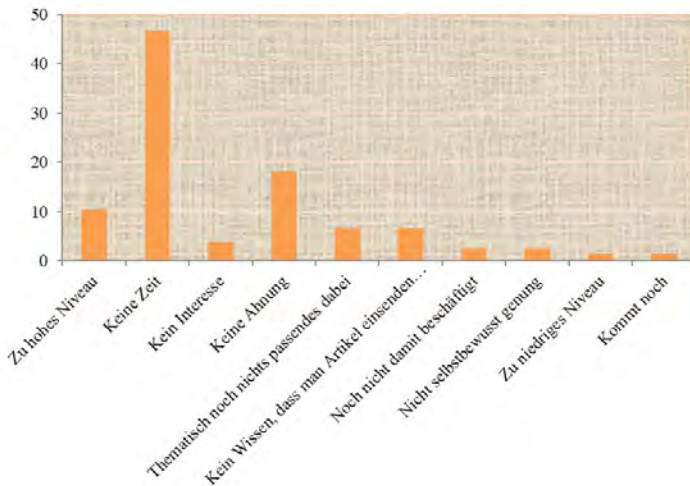


Abbildung 20 Gründe, warum der/die Befragte noch keinen Beitrag eingesendet hat

Der Soll-Zustand

Die Frage nach den kommenden Themen spiegelt sowohl das breite Spektrum spezieller Soziologien als auch die Vielfalt der Interessen der teilnehmenden Befragten wider. Von den 43, zum Teil sehr ausführlich vorgestellten Wünschen, ist grob zwischen konkreten Themengebieten und speziellen Theorien zu unterscheiden. Die häufigsten Nennungen im Bereich der Forschungsfelder lassen sich den Themen sozialer Ungleichheit, Digitalisierung, zeitsoziologischen Fragen, Gesundheit/Medizin, Wissenschaft- und Technikforschung sowie Herausforderungen der Soziologie hinsichtlich steter Ökonomisierungstendenzen zuordnen. Außerdem wurden in der offenen Frage Themenvorschläge wie Antisemitismus, Fan Fiction Studies, Globale Kultur(en), Liebe, Partnerschaft und Sexualität, sozialwissenschaftliche Turns, Sport- und Körpersoziologie geäußert. Als spezielle Theorien, die in den Fokus kommender Hefte gestellt werden können, wurden u.a. der Konstruktivismus, die Kritische Theorie, Marxistische Kultursoziologie sowie Rational Choice Theorien genannt. Was die Befragten sich in der Zukunft vom Soziologiemagazin wünschen ist neben einer verstärkten Thematisierung von sozialwissenschaftlichen Praxisfeldern, mehr Arbeit hinsichtlich redaktioneller Eigenbeiträge, die einerseits weniger konventionell und in der sozialwissenschaftlichen

Fachsprache befangen sind und andererseits mehr redaktionsinterne Standpunkte zu aktuellen Themen in den Fokus setzen. Es gab Lob für die Twitterpräsenz und den Wunsch noch mehr Präsenz auf Facebook zu zeigen. Darüber hinaus wurde von mehreren Rezipient_innen angeregt, mehr thematische Blogreihen zu organisieren, gesellschaftspolitische Statistiken zu erstellen bzw. zu verbreiten sowie eine Interaktionsplattform mit den Bürger_innen zu gründen und damit das Ziel der Public-Sociology zu forcieren sowie den von Fleck konstatierten Mangel an Beziehung zum Publikum zu überwinden. Es wurde außerdem von einer Person geäußert, keine „Ideologie“ zu betreiben, mehr aktuelle Thematiken aufzugreifen und diese mit soziologischen „Klassikern“ zu verknüpfen. Hierbei wurde von mehreren Personen verschriftlicht, dass sie sich eine größere thematische Vielfalt, fernab von soziologischen „Mainstream-Themen“ wünschen, wie z.B. alltagssoziologische Fragestellungen oder Thematisierungen von Behinderungen und Gesundheit in der Gesellschaft. Andere Rezipient_innen dagegen fordern ein Mehr an wirtschaftsnahen Themen und weniger „populärwissenschaftliche“ Beiträge. Zusammenfassend lässt sich hier eine Diversität und eine teilweise artikulierte Gegensätzlichkeit der Meinungen feststellen. Allen Bekundungen ist jedoch der Wunsch nach mehr Content und mehr Präsenz gemein, sei es in sozialen Medien oder in physischer

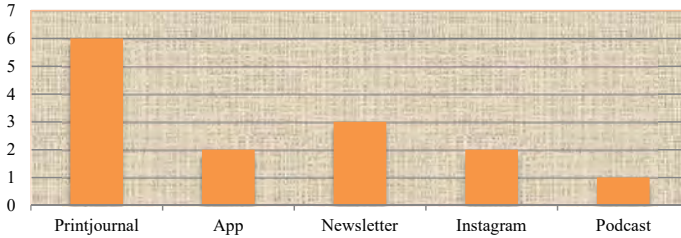


Abbildung 21 Wo sollte das Soziologiemagazin noch erscheinen? (in absoluten Zahlen)

Form an den Universitäten. Einige Befragte merkten darüber hinaus an, dass das Magazin sich wieder mehr einer studentischen Zielgruppe präsentieren sollte. Auf die letzte Frage, ob der/die Befragte Printabonnent_in ist, gaben 32 Prozent an, es nicht zu sein, 33 Prozent, dass sie nicht wussten, dass es eine Printausgabe gäbe, 14 Prozent können sich vorstellen ein Printabonnement abzuschließen. Dies zeigt sich auch in den Antworten zur Frage *Wo würdest du noch Inhalte vom Soziologiemagazin lesen wollen?* Knapp die Hälfte der Personen wünscht sich ein Printformat, welches es bereits gibt, dem es aber durch die Erstveröffentlichung als digitales Open-Source-Journal sowie fehlender Bewerbung an Aufmerksamkeit fehlt. Weitere genannte Entwicklungsmöglichkeiten sind eine App-Funktion, ein Newsletter,

ein Podcast sowie ein Instagram-Format (siehe Abb. 21).

All diese Vorschläge sind Potentiale, um zum einen ein wissenschaftliches Nachwuchsmedium, wie es das Soziologiemagazin ist, weiterzuentwickeln, um noch gezielter auf die medialen Handlungsgewohnheiten der Leser_innen einzugehen, und zum anderen Diskurs- und Aufmerksamkeitspotentiale einer Public Sociology, die noch in den Kinderschuhen steckt, (Unzicker/Hessler 2012: 7) hervorzuheben, auch wenn die Idee dahinter nicht neu ist (Burawoy 2015: 24)².

² Erste Entwicklungen innerhalb der deutschsprachigen Soziologie, wie das seit 2013 anlaufende Konzept der Deutschen Gesellschaft für Soziologie *DGS goes public*, das vermehrte Bewusstsein vieler Soziolog_innen den medialen Auftritt und Diskurs zu suchen (vgl. Schulz 2016: 95ff.) sowie Plattformen wie das Soziologiemagazin, die auf soziologische Präsenzen in Feuilleton, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aufmerksam macht und eine moderierte Diskursplattform liefert.

Fazit

Es können folgende Implikationen aus den Ergebnissen der kleinen, nicht-repräsentativen Befragungen hervorgehoben werden: Es besteht ein Bedarf an Public-Sociology Plattformen und der Möglichkeit nicht nur als Rezipient_in daran teilzunehmen, sondern sich auch partizipativ einbringen zu können. Darüber hinaus *soll* ein Öffentlichkeitsbewusstsein geschaffen werden, welches von einem Studierenden-Publikum, sowie einer Soziologie-interessierten Öffentlichkeit bereits im *Ist*-Zustand der Soziologie-Repräsentation auf den verschiedenen Plattformen angenommen wurde und auf Anregung der Befragten weiter ausgebaut werden *soll*. Dieser infrastrukturelle Ausbau umfasst eine forcierte Öffentlichkeitsarbeit sowie einen Bedarf an mehr Eigencontent. Die Frage nach Quo Vadis des Soziologiemagazins kann zusammengefasst beantwortet werden: Es ist auf einem guten Weg! Da sich der soziologiemagazin e.V. jedoch ausschließlich über ehrenamtliche Arbeit trägt, soll dieser Beitrag mit einem Plädoyer für ein Engagement für mehr öffentliche soziologische Arbeit enden. Diese kann gern im Rahmen der Arbeit des soziologiemagazin e.V. erfolgen. Also macht und hilft mit, dass auch die nächsten 10 Jahre erfolgreich verlaufen.

LITERATUR

Burawoy, Michael (2015): Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit. (Hrsg.) Aulenbacher, Brigitte/Dörre, Klaus. Weinheim: Beltz.

Fleck, Christian (2008): Die Soziologie und ihr Publikum. In: Sigmund, Steffen/Albert, Gert/Bienfait, Agathe/Stachura, Mateusz (Hrsg.): Soziale Konstellationen und historische Perspektiven. Festschrift für M. Rainer Lepsius. Wiesbaden: Springer, S. 391–404.

Köhler, Benjamin/Krüger, Maik/Rudolfi, Markus (2018): Das Soziologiemagazin als öffentliches Fachportal im Social Web. In: Selke, Stefan/Treibel, Annette (Hrsg.): Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer, S. 79–93.

Reichmann, Werner (2011): 35 Jahre ÖZS – Eine quantitative Bestandsaufnahme. In: ÖZS 36/3, S. 7–28. DOI: 10.1007/s11614-011-0047-6.

Ring, Anett/Krüger, Maik (2014): Wissenschaftliches Publizieren: Peer Review. In: Soziologiemagazin 2/2014. Emotionen. Wie sozial sind unsere Gefühle? Barbara Budrich, S. 102–105.

Schulz, Andreas (2016): Die Soziologie als Objekt von Krisen- und Marginalisierungszuschreibungen. Masterarbeit, Institut für Soziologie der Universität Wien.

Unzicker, Kai/Hessler, Gudrun (2012): Einleitung: öffentliche Sozialforschung – der Nexus von Öffentlichkeit, Praxis und Sozialforschung. In: dies. (Hrsg.): Öffentliche Sozialforschung und Verantwortung für die Praxis. Zum Verhältnis von Sozialforschung, Praxis und Öffentlichkeit. Wiesbaden, Springer, S. 7–18.

Zentrale Nachschlagewerke für Wissenschaft und Studium



Mediensoziologie

Handbuch für Wissenschaft
und Studium

Herausgegeben von
Prof. Dr. Dagmar Hoffmann
und Prof. Dr. Rainer Winter
2018, 356 S., brosch., 58,- €
ISBN 978-3-8329-7991-1
eISBN 978-3-8452-6419-6
nomos-shop.de/19988

Europasoziologie

Handbuch für Wissenschaft
und Studium

Herausgegeben von
Prof. Dr. Maurizio Bach und
PD Dr. Barbara Hönig
2018, 510 S., geb., 98,- €
ISBN 978-3-8487-2456-7
eISBN 978-3-8452-6615-2
nomos-shop.de/26081

Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie

Herausgegeben von
Prof. Dr. Hartmut
Hirsch-Kreinsen und
Prof. Dr. Heiner Minssen
2. Auflage 2017, 421 S.,
broch., 58,- €
ISBN 978-3-8487-3254-8
eISBN 978-3-8452-7602-1
nomos-shop.de/27649



Nomos

Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter: www.nomos-elibrary.de

Bestellen Sie jetzt telefonisch unter (+49)7221/2104-37.

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos

REZENSIONEN



Rezension

„Soziale Maschinen bauen. Epistemische Praktiken der Sozialrobotik“, von Andreas Bischof

von Sebastian Gießler



Bischof, Andreas (2017): Soziale Maschinen bauen: epistemische Praktiken der Sozialrobotik. Bielefeld: transcript.

304 Seiten,
ISBN 9783837638813, 39,99€.

In der Ausgabe vom 29. März 2014 kündigte das britische Magazin *The Economist* *The Rise of the Robots* an. Der Roboter wird als die ideale Lösung von sozialen und ökonomischen Problemen, etwa in der Pflege, dem Bildungswesen, der Demographie und der Industrie beschrieben. Ein Zukunftsversprechen, irgendwo zwischen alltäglichen Pflegerobotern und *Blade Runner*. Diese Pläne haben dabei ein Versprechen gemeinsam: Die unvermeidliche Integration von Robotern in die soziale Welt des menschlichen Alltagslebens. Der

Soziologe Andreas Bischof hat sich für das Graduiertenkolleg *Crossworlds – Connecting Virtual and Real Social Worlds* an der TU Chemnitz in einer empirischen Studie der Disziplin gewidmet, die die Aufgabe hat, diese Versprechen einzulösen. In der Tradition der Laborstudien, etwa *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts* von Bruno Latour und Steve Woolgar und *Epistemic Cultures. How scientists make sense* von Karin Knorr-Cetina, besuchte der Autor Sozialrobotikforschende in renommierten Forschungs- und Entwicklungszentren für Robotik in Europa und den USA. Bei diesen Besuchen betrieb er umfassende Feldforschungen. Laborstudien befassen sich dabei mit den lokalen Bedingungen von Wissenserzeugung, also den sozialen Kräften wie der Alltagspragmatik und den Kommunikationsformen der Forschenden. Die Herausforderung

für die Sozialrobotikforschenden liegt in der Integration von Robotern in die soziale Welt. Sie schaffen eine sozio-technische Intervention in der sozialen Welt und werden damit zu Psycholog_innen, Designer_innen und Alltags-Ethnograph_innen. Um ihre Entwicklungsziele zu erreichen, müssen sie eine „Technisierung der Sozialität“ vornehmen. Die Sozialrobotik muss also soziale Komplexität zwingend auf für Maschinen verständliche Aufgaben reduzieren, also eine Reduktion sozialer Komplexität vornehmen. Dabei scheitern standardisierte technische Lösungen an einer nicht-standardisierten sozialen Welt. Lösungen, die Probleme rein szientistisch betrachten, sind daher mangelhaft. Die zentrale Frage der Studie lautet demnach: Mit welchen Strategien und Prozessen wird die Sozialrobotik der sozialen Welt habhaft? Diese Disziplin arbeitet anders als Technik- und Naturwissenschaften, da sie stets einen Ausgleich zwischen den technischen Ansprüchen der Robotik und den sozialen Ansprüchen der sozialen Welt finden muss. An dieser Stelle identifiziert Bischof eine Forschungslücke: Wichtig ist, die Roboter in Alltagswelten zum Funktionieren zu bringen. Die Reflexion über die Prozesse, die dafür nötig sind und ihr Wirken auf die Sozialrobotik als Disziplin sind jedoch weder methodologisch noch institutionell verankert. Der Sozialrobotik mangelt es also an Selbstreflexivität in Bezug auf ihre Annahmen, Methoden und Forschungsprozesse.

Forschungspraxis der Sozialrobotik

Ausgangspunkt der Studie ist die Frage, wie sich die Sozialrobotik sozialen Gegenständen und sozialen Alltagswelten nähert. Prämisse ist dabei, dass es in der Sozialrobotik einen Konflikt zwischen der (notwendigen) Reduktion von Komplexität durch technische Zerlegung sozialer Vorgänge und der Wiederaufnahme von Komplexität in robotischen Anwendungsfällen gibt. Dabei hat die Sozialrobotik eine andere Art von Problemstellung als die Natur- und Technikwissenschaften. Die Gegenstände der Sozialrobotik sind interpretativ veränderlich, die soziale Welt reagiert auf die Robotik und Entwicklungen der Robotik beeinflussen wiederum den sozialen Umgang mit ihr. Eine weitere Herausforderung für die Wissenschaftsforschung besteht darin, dass sich wenig über den Umgang mit dem Sozialen in den Selbstzeugnissen der Disziplin, also Publikationen, Konferenzen und fachlichen Präsentationen, findet. Andreas Bischof wählt daher einen rekonstruktiven Zugang zum Feld der Sozialrobotik. Er operationalisiert die Sozialrobotik als eine Disziplin, die ihre Wirklichkeit in konkreten Praktiken hervorbringt.

Wissenschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Sozialrobotik

Bischof beginnt mit einer genealogischen Rekonstruktion der Diskussionsbedingungen unter denen die Sozialrobotik operiert, also wie über Robotik in der Öffentlichkeit gesprochen wird.

Die Sozialrobotik tritt ein Erbe aus Fiktion, volkswirtschaftlichen Lösungsversprechen und Computer Science an, das bestimmte Thematisierungsweisen von sozialen Zielen impliziert. Es soll gezeigt werden, wie diese Einflüsse nahelegen, dass ‚Soziales‘ in der Sozialrobotik vorwiegend als zu optimierender „Anwendungskontext“ in den Blick gerät. (S. 138)

Bischof diagnostiziert an dieser Stelle eine Verschränkung von Wissenschaft und Fiktion. Fiktionale Welten und deren robotische Anwendungen werden dabei zur gemeinsamen Grundlage für das Feld. Vereinfacht gesprochen, wird versucht einen Roboter zu entwickeln, der entweder ein aus der Science-Fiction bekanntes Verhalten an den Tag legt oder aus der Science-Fiction bekannte Problemlösungsfähigkeiten hat. Es wird also versucht etwas nach einem spezifischen fiktionalen Vorbild zu entwickeln. Sozialrobotik als Problemlösungsressource für volkswirtschaftliche Herausforderungen ist

die zweite relevante Diskussionsbedingung. Hier wird die Robotik als Werkzeug für die Lösung ökonomischer Herausforderungen betrachtet oder unterliegt ökonomischen Argumentationsmustern. Als Beispiele führt Bischof etwa die Debatten um die Automatisierung von Arbeit und die Bewältigung des demographischen Wandels an. Ebenso relevant sind die Ziele ziviler und militärischer Forschungsförderung: Robotik wird als Standortvorteil verstanden und man hat die positiven konjunkturellen Effekte im Blick. Der epistemische Einfluss dieser Forschungsförderungen liegt in ihrer regulativen Funktion, so bildet sich automatisch ein Schwerpunkt für das Entwicklungsziel „Roboter im direkten Anwendungskontext“ heraus. Diese Förderlinien prägen so stark Entwicklungsziele der Robotik, und damit für die Lösung welcher Probleme Roboter konstruiert werden.

Die epistemische Kultur der Computer Science hat ebenfalls Einfluss auf die wissenschaftlichen Problemlösungsansätze der Sozialrobotik. KI-Forschung und Informatik zeichnen sich laut Bischof durch einen spezifischen disziplinären Zugang aus: Sie entwickeln Werkzeuge zur Lösung von Problemen. Dieses disziplinäre Erbe trägt die Sozialrobotik noch in sich. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die auf die Neuschöpfung abstrakten Wissens aus ist, sucht die Computer Science nicht nach neuen Erkenntnissen, sondern sucht

nach einem passenden Design als Lösung für ein Problem. Hier liegt also statt einer abstrahierenden Theoriepraxis ein praktisches Verständnis von Wissenschaft vor. Daraus ergibt sich für die Robotik das Problem, dass die Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten des Feldes deutlich anhand der Leistungsfähigkeit der bereits verfügbaren Werkzeuge gemessen werden. Die Robotik erbt also das Problem der Werkzeughörigkeit von der Computer Science. Diese ‚kulturelle‘ Herkunft der Sozialrobotik beeinflusst stark die Art und Weise wie Sozialrobotikforschende wissenschaftliche Probleme, wie die Technisierung des Sozialen, bearbeiten.

Bischof schafft es in dem ersten Schwerpunkt seiner Studie sehr gut, die verschiedenen epistemischen Einflüsse, die in der interdisziplinär angelegten Sozialrobotik eingelassen sind, offenzulegen. Seine Einschätzung über den Einfluss von Forschungsgeldern, die an finanzielle und öffentliche Interessen geknüpft sind, hat dabei nicht nur für die Sozialrobotik Relevanz, sondern für beinahe jede wissenschaftliche Disziplin die inzwischen auf Drittmittel angewiesen ist.

Epistemische Praktiken: Zwischen Reduktion und Wiederaufnahme sozialer Komplexität

Diese Herausarbeitung der titelgebenden epistemischen Praktiken ist der Kern der Studie und ist die große empirische wie konzeptionelle Herausforderung, der sich Bischof gestellt hat. Dabei geht Bischof systematisch von Makrophänomenen, die die Disziplin beeinflussen, hin zu individuellen Praktiken in Forschungszentren und Laboren. Bischof verdichtet also seine Argumentation und die relevanten Praktiken immer weiter und führt die Leser_innen somit mit einem deutlichen roten Faden durch verschiedene Förderprogramme, Konstruktionslabore, historische Kontexte und Wissenskulturen verschiedener Disziplinen.

Bischof identifiziert drei Formen epistemischer Praktiken, die in der Sozialrobotik bei der Technisierung des Sozialen Anwendung finden. Zu Beginn steht die Laborisierung des Sozialen. Soziale Situationen werden in eine für die Maschinen lesbare Sprache übertragen, gleichzeitig wird damit die Kontingenz und Komplexität der sozialen Alltagswelt reduziert. Diese Praktiken machen die Forschungsprobleme der Sozialrobotik überhaupt erst bearbeitbar und innerhalb der Disziplin anschlussfähig. Dabei werden Teile der Mensch-Roboter-Interaktionen

kontrolliert in einen Laborkontext übertragen und damit wissenschaftlich überprüfbar gemacht. Das instruktive Beispiel des Autors ist die Laborisierung von Emotionen durch FACS (Facial Action Coding System). FACS geht auf den Psychologen Paul Ekman zurück und basiert auf der Annahme, dass Mimik und die damit assoziierten Emotionen anthropologisch universell sind. Das komplexe Feld ‚Emotion‘ wird auf Mimik reduziert, technologisiert und so für den Robotereinsatz in Alltagswelten anschlussfähig gemacht. Die wesentliche Funktion von Laborisierung besteht also in der Bearbeitung des zentralen Problems der Sozialrobotik: Kontingenz und Komplexität sozialer Situationen. Diese Praktiken haben ebenso den Effekt, die Ergebnisse wissenschaftlich nachvollziehbar zu machen. So können sie die Ansprüche von Institutionen, Forschungs- und Kooperationspartnern und der Öffentlichkeit erfüllen und somit Investitionen und Aufmerksamkeit für die Disziplin legitimieren. Die Laborisierung dient ebenso der Vergleichbarkeit von Konstruktionserfolgen und Forschungsergebnissen innerhalb der Disziplin und bietet so eine wichtige Orientierung in dem heterogenen Feld der Sozialrobotik.

Der Laborisierung entgegengerichtet ist eine Gruppe von Praktiken, die die soziale Komplexität wieder aufnehmen. Soziale Interaktionen sind allein durch Laborisierung nicht adäquat erforschbar, die

Komplexität wird lediglich auf der Seite des wissenschaftlichen Beobachters reduziert. Um diese Einschränkung zu überwinden, greifen die Sozialrobotikforschenden auf Alltagsheuristiken zurück. Bischof fasst darunter nicht formalisiertes feldspezifisches Wissen, etwa sogenannte „Laienethnographie“ und biographisches Wissen der Forschenden. Die Alltagsexpertise der Forschenden wird so zur Expertise in der Sozialrobotik. Dazu zählt Bischof etwa die Alltagsbeobachtungen von Forschenden, die als epistemische Ressourcen wieder in die Forschung zurückfließen. Der spezifische Wert dieser Praxis ist, dass der Raum der zu bearbeitenden Probleme eingegrenzt und zu einer wissenschaftlichen Fragestellung transformiert wird. Ein Beispiel ist etwa ein Forscher, der einen Roboter entwickeln soll, der in Personenaufzügen mitfährt. Dieser beobachtete zuerst, wie Personen im Alltag mit dem Aufzug an sich umgehen, welche Gruppen sich bilden, wie Warteschlangen funktionieren etc.

Inszenierung bildet die dritte Gruppe von Praktiken die den Zugriff der Sozialrobotik zu den sozialen Gegenständen auszeichnet. Darunter fasst Bischof die Vorführ-Routine unter Forschenden, bei der die Fähigkeiten und Leistungsfähigkeit von Robotern öffentlich vorgeführt wird. Das geschieht auf Konferenzen, auf Science Fairs oder auf Videoplattformen im Internet. Für Bischof gehen diese Praktiken über die reine Präsentation des Roboters

hinaus, sie zielen auf eine ‚Belebung‘ der Maschinen ab. Die Inszenierung soll die Eigenschaften herstellen, die Maschinen nicht selbst generieren können. Bei diesen Vorführungen werden Roboter gezeigt, die mit komplexen mechanischen Situationen oder Herausforderungen der sozialen Alltagswelt konfrontiert werden und diese meistern. Durch diese Inszenierung werden Eigenschaften hergestellt, die die Roboter nicht selbst herstellen können: soziale Situietheit, Subjektivierung und Historizität. Das geschieht häufig auch durch die Verwendung von Narrativen und Charakteren aus der Populärkultur, etwa aus Science-Fiction-Universen wie Star Trek, Star Wars oder Terminator.

Fazit

Diese Studie ist nicht nur für Personen lesenswert, die sich in der Wissenschaftsforschung und Wissenschaftssoziologie bewegen. Bischof gelingt es nicht nur, den Einfluss von lokalen Laborpraktiken offen zu legen, sondern auch den epistemischen Einfluss von so unterschiedlichen Faktoren wie Wissenschaftsförderung, Videos auf YouTube, Trends und innerdisziplinären Konflikten in seine Studie einzubinden. Daher ist diese Studie erstaunlich komplex und zeigt, wie stark das gesellschaftliche System Wissenschaft äußeren und inneren Einflüssen unterliegt. Bischofs Analyse zu den Einflüssen von Forschungsförderungen

und volkswirtschaftlichen Zielvorstellungen, also wissenschaftliches Wissen als Problemlösungsressource von gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen, ist dabei nicht nur für die Sozialrobotik relevant. Mit dieser Studie als Blaupause ist ebenfalls eine Anwendung auf andere Wissenschaftsdisziplinen denkbar. Insbesondere die deutlich herausgearbeiteten Unterschiede zwischen den Naturwissenschaften, die ja in einigen Kreisen noch als eine wissenschaftliche Idealvorstellung dienen, sind gut gelungen und bilden die disziplinären Eigenheiten der Sozialrobotik analytisch gut ab. Bischof gelingt es weiterhin, als Fazit seiner Studie einen besonderen Mehrwert für die Sozialrobotik zu bieten. Er beschreibt den Mangel an methodologischer Nachvollziehbarkeit in der Sozialrobotik, und schlägt ein aus der Grounded Theory bekanntes Verfahren vor, um diese Probleme zu lösen. Bischof legt damit nicht nur eine empirische Studie über die Sozialrobotik vor, sondern bietet für die wissenschaftliche Praxis eine Problemlösung an. Bischof schlägt vor, den Entwicklungsprozess selbst nutzbar zu machen und mit den reflexiven und generativen Prinzipien der Grounded Theory zu kreuzen. Ziel ist, dass die in das epistemische Objekt eingelassenen Theorien, Annahmen und Verwendungsweisen nicht mehr verloren gehen, sondern diese für die Disziplin nachvollziehbar zu bewahren. Mit diesem Ausblick beendet Bischof seine Studie. Die Stärke dieser Studie liegt somit in ihrem

hohen Detailgrad. Der Autor stand vor der Herausforderung, dass viele relevante Impulse und Praktiken der Sozialrobotik nicht in Laboren und Forschungszentren stattfinden müssen. Die Robotik ist ein Feld, das sehr stark von Lösungsversprechen verschiedenster Art überformt ist. Um die Forschungspraxis der Sozialrobotik in ihrer ganzen Komplexität abzubilden, musste der Autor über den Umgang von üblichen Laborstudien hinausgehen. Die wichtigen Forschungsentscheidungen fallen eben nicht nur in Laboren, innerhalb von Projektteams – sondern auch in einem gesellschaftlichen Gesamtkontext. Bischof hat diese Herausforderung angenommen und eine exzellente Laborstudie vorgelegt, die einen Standard für die Wissenschaftssoziologie technischer und konstruktorsbasierter Disziplinen bilden kann.

94

ZUM AUTOR

Sebastian Gießler, M.A. studierte Wissenschaftsphilosophie an der Leibniz Universität Hannover. Zurzeit erhält er ein Exposé-Stipendium der Graduiertenakademie an der Leibniz Universität zur Vorbereitung einer Promotion.

Forschungsinteressen: Philosophie der Sozialwissenschaften, Wissenschaftsforschung, Sozialphilosophie, Philosophie der qualitativen Sozialforschung, Wissenschaft in der Öffentlichkeit.

LITERATURVERZEICHNIS

Knorr-Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.

Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory life: The construction of scientific facts*. Princeton: University Press.

Rezension

„Ästhetisierung der Arbeit“,
herausgegeben von Ove
Sutter und Valeska Flor

von *Andreas Schulz*



Sutter, Ove/Flor, Valeska (Hrsg.) (2017): *Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster: Waxmann.

314 Seiten, 39,90 €,
ISBN 9783830936718

Der elfte Band der Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, der von den Kulturanthropolog_innen Ove Sutter, Leiter der Abteilung Kulturanthropologie der Universität Bonn und der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Valeska Flor, ebenfalls vom Bonner Institut und Promotionsstudentin an der Universität Innsbruck, herausgegeben wurde, ist das Ergebnis einer gleichnamigen Konferenz, die im September 2015 an der Universität Bonn stattgefunden hat. Wie die Tagung in 2015,

bringt auch dieser Band interdisziplinäre Perspektiven zum Thema *Ästhetisierung der Arbeit* zusammen. Den soziohistorischen Ausgangspunkt bildet der Wandel zu einem postfordistischen Arbeitsklima, der in der Literatur sowie von den Autor_innen als kognitiver Kapitalismus bezeichnet wird. Grundlegend für eine Vielzahl der Beiträge sind die Kulturstudien des Viadriner Kultursoziologen Andreas Reckwitz zum umfassenden gesellschaftlichen Strukturwandel, den dieser als Ästhetisierung bezeichnet. Ästhetik wird in diesem Verständnis nicht in erster Linie als ein Geschmacksurteil verstanden, sondern nimmt Bezug auf den Begriff der *aisthesis*, eine spezifische Form sinnlicher Wahrnehmung, die sich vom zweckrationalen Handeln gelöst hat (S. 11f.). Das bedeutet, dass das vormalige Nichtästhetische als ästhetisch gemacht

oder begriffen wird (S. 277). Ein wesentliches Element der neuen Arbeitsverständnisse stellt die Kreativität dar, die im Sinne Reckwitz' Fähigkeiten umfasst, aus denen etwas „dynamisch Neues“ hervorgeht. Es wird auf die „moderne Figur des Künstlers“ (Reckwitz 2012: 10) als „Sozialfigur im Sinne eines Leitbildes der alltäglichen Lebensführung“ fokussiert. „[M]it ihm [der Sozialfigur, Anm. A.S.] [gewinnt] das ‚Künstlerische‘ und ‚Ästhetische‘ in einem umfassenderen Sinne an Bedeutung“ (S. 11). Das neue vorherrschende Kreativdispositiv, welches von Reckwitz im Zuge seiner Ästhetisierungstheorie konstatiert wird, zielt darauf ab, bestimmte Zustände des Sozialen und des Subjekts hervorzu- bringen, ohne dass diese von bestimmten Akteuren so intendiert sein müsste[n]“ (Reckwitz 2012: 49).

Als wesentlicher Bestandteil des strukturellen Wandels gehen die Autor_innen des Bandes sowohl von einer doppelten Subjektivierung als auch von einer Verschiebung von Wertigkeiten und Inwertsetzungen von Arbeit aus. Als doppelte Subjektivierung wird in der Arbeits- und Industriesociologie einerseits das individuelle Bedürfnis der Arbeitnehmer_innen nach einer forcierten beruflichen Selbstverwirklichung und Einbringung persönlicher Fähigkeiten in den Beruf und andererseits der gestiegene betriebliche Bedarf an Arbeitszeit- und ortsungebundener Flexibilität verstanden (Kleemann et al. 2004: 62f.).

In dieser aktuellen Phase der Ästhetisierung der Ökonomie dominiert daher ein postmaterialistisches Arbeitsethos, in dem befriedigende Arbeit für die Individuen als abwechslungsreich, kreativ und als expressiv definiert wird. Gleichzeitig kennzeichnen Formen der Kreativarbeit vor allem eine Verknüpfung mit sinnlichen Wahrnehmungen und Emotionen (S. 12f.). Damit stellt sie einen Teil der Sozial- und Subjektivitätentwicklungen im heutigen kapitalistischen Westeuropa dar. Die Herausgeber_innen heben hervor, dass Reckwitz' Diagnose Fragen für die sozialwissenschaftliche Arbeitskultur(en)-Forschung eröffnet, derer sich die Autor_innen des Bandes zum Teil in Fallstudien annehmen. Die 16 Beiträge dieses Bandes sind in sechs übergeordnete thematische Komplexe gegliedert; *die Ästhetisierungen der Arbeitsräume, Praktiken ästhetisierter Arbeit, künstlerische Verhandlungen ästhetisierter Arbeit, ästhetisierende Repräsentationen von Arbeit, Ästhetisierung der Arbeit im Museum* sowie abschließende kultur- und sozialwissenschaftliche *Reflexionen* zum Thema der ästhetisierten Arbeit. Im Folgenden werden die Beiträge des Bandes vorgestellt, um im Anschluss den Sammelband und die darin vorgestellten Studien und gesellschaftlichen Implikationen zu diskutieren. Ein kritisches Fazit sowie eine Leseempfehlung schließen die Rezension ab.

Im ersten der beiden empirischen Beiträge zum Thema Arbeitsräume untersucht der Soziologe David Adler (Graduiertenkolleg „Selbst-Bildungen“ der Universität Oldenburg) anhand einer ethnografischen Studie die gesteigerte Bedeutung ästhetischer Produkte und ihrer praktischen Hervorbringung in einem zeitgenössischen Büro. Die Soziologin Alexandra Bernhardt (TU Chemnitz) setzt sich mit der Ästhetik von Co-Working Spaces auseinander und arbeitet heraus, welche Bedeutung diese für die Nutzer_innen hinsichtlich der räumlichen Trennung von Arbeit und selbstdefinierter Nicht-Arbeit hat. Dabei kommt den räumlichen Arrangements ein hoher Stellenwert bei, da diese Wahrnehmung und Interaktionen maßgeblich beeinflussen (S. 65).

Im Folgenden thematischen Komplex zu den *Praktiken ästhetisierender Arbeit* arbeitet die Göttinger Kulturanthropologin Nathalie Knöhr am Beispiel der performativen und narrativen Arbeitstechnik des Pitchens, der Präsentation einer ersten Idee für etwa ein Serienkonzept, die unternehmerische Selbstvermarktung als Teil einer Arbeitskultur deutscher Drehbuchautor_innen heraus. Dabei arbeitet sie die Prekarität dieses Erfordernisses in der Creative Branche heraus. Die Kulturwissenschaftlerin Lina Franken (Universität Bamberg) setzt sich in ihrem Beitrag mit der Berufsgruppe der Lehrer_innen auseinander. Ihre Forschung zeigt, inwiefern

Lehrende zwischen routinierter und kreativer Arbeit rangieren. Dabei hebt sie hervor, dass es nicht erforderlich ist, dass der Unterricht permanent innovativ gestaltet sein muss. Irene Götz (Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München) fokussiert sich in ihrem Beitrag auf Stil und Stilisierung im prekären Ruhestand und mit Strategien und Praktiken, die Frauen aus unterschiedlichen Milieus anwenden, um finanzieller und sozialer Prekarität im Alter entgegenzuarbeiten.

Ildikó Szántó (wissenschaftliche Mitarbeiterin am Graduiertenkolleg „Das Wissen der Künste“ der UdK Berlin) beschreibt in ihrem Beitrag zum Themenkomplex *Künstlerische Verhandlungen ästhetisierter Arbeit* das Verhältnis von Kunst und prekärer Arbeit. In ihren Ausführungen orientiert sie sich an Reckwitz' Strukturmodell für eine gesellschaftliche Ästhetisierung, arbeitet aber anders als dieser heraus, dass Kunst vielmehr aus sich selbst soziale Fragen anstoßen und damit eine Entästhetisierung der Kunst hervorrufen kann. Im Beitrag des wissenschaftlichen Mitarbeiters des Instituts für Europäische Ethnologie der HU Berlin, Jonas Tinius, wird ebenfalls auf das Verhältnis von Kunst und Prekarität eingegangen. Ein wesentlicher Schwerpunkt seiner ethnografischen Perspektive liegt in der Reflexionsarbeit sowie Selbstorganisation der Kunstschaffenden der freien Theaterszene. Die Anwendung von Musikproduktionssoftware durch teils

arbeitslose Nutzer_innen als Verschmelzung von Arbeit und Lebensalltag steht im Zentrum der ethnographischen Untersuchung des Ethnologen Fabian Ziemer (Hamburg). In den geführten Interviews wird deutlich, dass die Nutzung eine implizite Arbeit an der Person darstellt, welche als eine subjektive Inwertsetzung der eigenen bis dato prekären Erwerbsbiographie verstanden werden kann.

Im ersten Beitrag zur *ästhetisierenden Repräsentation von Arbeit* widmet sich der Ethnologe Lars Winterberg (Universität des Saarlandes) dem Feld des fairen Handelns. Er fragt sich inwieweit die Repräsentation des Fair Trade Auswirkungen auf die Identitätskonstruktion der Konsument_innen haben kann. Die ästhetisierenden Praktiken und Wissensarbeit von Mütter-Lifestylebloggerinnen wurden von der Ethnologin Petra Schmidt (LMU München) untersucht. Das Bloggen erzeuge Aufmerksamkeit, die die Kreativität der Bloggerinnen inszeniere und deren Arbeit aufwerte. Die Praktik stellt damit ein Fundament dar, um Wissensarbeit zu etablieren und das Mutter-Sein mit einer produktiven und ästhetisch aufgewerteten Arbeit zu fusionieren.

Im folgenden Themenabschnitt setzt sich der Kurator und Senior Researcher des Dänischen Nationalmuseums Lars K. Christensen mit der Ästhetisierung der Arbeit im Museum am Beispiel der musealen

Inszenierung von Industriearbeit in der Dauerausstellung „Ein Tag im Betrieb“ des Brede Werke Museums auseinander. Er problematisiert, dass Ausstellungen durch die Auswahl von Objekten, Inszenierungen und der Formulierungen der Texte das Potenzial haben, die öffentliche Meinung zu einem Thema beeinflussen zu können. Der Museumspraktiker und Geschichtswissenschaftler Bernd Holtwick (Stuttgart/Biberach) thematisiert ebenfalls die Gestaltungspraktik eines Museums, welches konkret die Ästhetisierung von Arbeit hervorhebt sowie auch selbst Anteil an einer Ästhetisierung von Arbeit hat. Ob Arbeit museal ausgestellt und anschaulich gemacht werden kann, da diese „im Museum nicht ansatzweise simulierbar“ ist (S. 254), beschäftigt den Solinger Historiker Jochem Putsch in seinem Beitrag. Hierfür thematisiert er einerseits den Arbeitsbegriff (S. 255f.), um im Anschluss Ausstellungen zum Thema Arbeit und Industriekulturen in verschiedenen deutschen Museen historisch anzunähern. Er benennt die Herausforderungen der anschaulichen Darstellungen sowie das Scheitern des „verblassten“ aufklärerischen Anspruchs der musealen Vorhaben.

In den beiden abschließenden Reflexionsbeiträgen plädiert der Viadriner Kultursoziologe Hannes Krämer für eine Schärfung der analytischen Perspektiven und fragt nach einer konkreten Verankerung des Ästhetischen in der Erwerbsarbeit

(S. 280ff.). Er hebt ausgehend von seinen Überlegungen drei Formen der Kritik hervor: an den Arbeitsbedingungen, über Affekt- und Entfremdung und zu Oberflächen. Besonders die prekären Erwerbskonstellationen mit ihren Multijobs, beschleunigten Arbeitsbedingungen, simultanen Projektverantwortungen und den konjunkturellen Unsicherheiten in der Existenzsicherung sind hier neben neuen „Machtasymmetrien und Weisungsbefugnissen in den vermeintlich machtlosen Zentren flacher Hierarchien“ hervorzuheben (S. 285). Anders als in Karl Marx' Entfremdungskritik geht Krämer auf das „Eingemommensein von der Arbeit“ ein, das nicht in der Entfremdung zum eigenen Schaffen steht, sondern in einem Zuviel an Nähe zwischen dem Selbst und dem Arbeitsgegenstand (S. 286). Die Intensität des Einbezugs verhindert demnach die notwendige Selbstreflexion gegenüber der eigenen Arbeit, sodass die Freude an der verrichteten Tätigkeit als Selbstverwirklichung interpretiert wird. Diese verschleierte beispielsweise die Prekarität der Arbeitssituation (ebd.). Außerdem thematisiert Krämer, mit Bezug auf Adorno/Horkheimers Dialektik der Aufklärung, dass hier ein Verlust an bürgerlicher Autonomie künstlerischer Produktion zu konstatieren ist, da die Ästhetisierung der Arbeit zu einer Ökonomisierung des Ästhetischen führe (S. 288). Die Standpunkte der Kritik sind jedoch recht problematisch zu artikulieren, wie Krämer selbst anmerkt, da

der Ästhetisierungsdiskurs sich zwischen Krisendiagnose und einem affirmativen Gestaltungspotenzial bewegt. Auch der emeritierte Kulturwissenschaftler Kaspar Maase (Universität Tübingen) fordert in seinem Beitrag mehr analytische Trennschärfe im Kontext des Forschungsfeldes. Seiner These folgend bilde Ästhetisierung eine generelle Art eines kulturellen Grundstromes, der im Verlauf der fordistischen Vergesellschaftung (S. 297f.) Massencharakter und Eigendynamik angenommen habe und in vielen Fällen als ein Instrument konformistischer Subjektivierung bzw. als Selbsttäuschung betrachtet werden könne (S. 299). Der Beitrag schließt mit der These, dass der „Hunger nach Schönheit“, ähnlich relevant wie der Wunsch nach sozialer Sicherheit und Anerkennung zu betrachten ist (S. 302f.).

In allen Beiträgen wird die Frage nach der Ästhetisierung als Selbstzweck implizit oder explizit erläutert, sodass den Leser_innen mehrere disziplinäre Auseinandersetzungen mit dieser Frage präsentiert werden. Die Vielfältigkeit der im Sammelband versammelten Fallstudien ermöglicht den Rezipient_innen einen aufschlussreichen Überblick über Anwendungsfelder und Einblicke in die ethnografische Arbeitskulturenforschung und zeigt etwa die Herausforderungen im Umgang mit und der Repräsentation von Arbeit und Ästhetik innerhalb der Museumspraxis auf. Die nachvollziehbaren

Theoretisierungen und Anwendungen prominenter kultursoziologischer Konzepte von Ästhetisierung und ihrer reflexiven Hinterfragungen ermöglichen einen strukturierten Zugang und eine kritische Rezeption des Bandes. Damit bietet er für Forschende zum Thema des strukturellen Wandels von Arbeit und damit verwandte Themen wie Arbeitsraum und Darstellung einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung (neuer) prekarierteter Lebenswelten. Abschließend ist dem Fazit von Maase nichts hinzuzufügen, wenn er betont, dass es sich hierbei um ein Forschungsfeld handelt, welches noch durch eine Vielzahl von blinden Flecken bestimmt ist, aber mit Sicherheit stellt „ästhetisches Erleben in allen Formen der Tätigkeit ein richtig schönes Forschungsthema“ dar (S. 305). Besonders eine zukünftige Fokussierung auf die von Krämer formulierten Kritikpunkte könnte helfen, sich diesen blinden Flecken sozialwissenschaftlich anzunähern.

LITERATUR

Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Voß, Günter G. (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der Diskussion. In: Moldaschl, Manfred/Voß, Günter G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit, 2., überarb. u. erw. Aufl. München: Hampp, S. 57–114.

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.

ZUM AUTOR

Andreas Schulz, MA, 29, studiert an der Universität Wien Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Kultur- und Sozialanthropologie. Seine Interessengebiete umfassen die Themenfelder Arbeit, Migration, Integration sowie die regionalen Schwerpunkte Westasien und das östliche Europa.

gesis

Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Als größte **europäische Infrastruktureinrichtung**
für die Sozialwissenschaften unterstützt
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
Ihre Forschung mit neuesten **wissenschaftlichen**
Methoden, qualitativ hochwertigen **Daten**
und **Informationen**

Ihr Partner für
exzellente Forschung

www.gesis.org



AUS DER
REDAKTION

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine eMail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für das Lektorat, den Satz, die Autorenbetreuung sowie für die Durchführung von Interviews für unseren YouTube-Channel.

Wenn ihr nicht zum ständigen Redaktionsteam gehören wollt, gibt es die Möglichkeit, uns im Rahmen des Kuratoriums (bzw. Freundeskreises) mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

... als Autor_in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil „Perspektiven“ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger_in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an: beiträge@soziologiemagazin.de

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!

www.facebook.com/soziologiemagazin
<https://twitter.com/sozomag>
www.youtube.com/user/Soziologiemagazin



Tagungen und Termine



1 **Körper – Wissen – Tod. Sozialwissenschaftliche Zugänge zwischen Lebenswelt und Transzendenz**

Sozialwissenschaftliche Tagung am 25. und 26. Mai 2018, an der Universität Passau

2 **„Ökonomischer Nationalismus? „Nation“ und „Nationalismus“ in der soziologischen Analyse wirtschaftlicher Ordnungen“**

1. und 2. Juni 2018, Soziologie Institut der Universität Graz

3 **Summer School „How Switzerland got rich“**

9. bis 20. Juli 2018 in Zürich

4 **Spot on: 1937. Entartete Kunst in Düsseldorf**

14. Juli bis 7. Oktober 2018, Museum Kunstpalast, Düsseldorf

5 **„Diversitätsforschung: Von der Rekonstruktion zur Disruption?“**

Diversity Netzwerktagung 2018, vom 12. bis 14. September 2018 an der TU München

6 **„Arbeit zwischen Neoliberalismus und Autoritarismus“**

Plenarveranstaltung im Rahmen des DGS-Kongress 2018, 24.-28. September, Göttingen

7 „Soziale Ungleichheiten – von lokal bis global“

Plenarveranstaltung im Rahmen des DGS-Kongress 2018, 24.-28. September, Göttingen

8 „Erosion der Facharbeit? Veränderungen von Fachlichkeit und Beruflichkeit im Kontext von technologischem Wandel, Akademisierung und Globalisierung“

Sektion Arbeits- und Industriesoziologie im Rahmen des DGS-Kongress 2018, 24.-28. September, Göttingen

9 „Zeitgenössische Bedrohungen professioneller Expertise und ihre Verteidigung“

Sektion Professionssoziologie im Rahmen des DGS-Kongress 2018, 24.-28. September, Göttingen

10 „Figurationen der Wohnungsnot. Kontinuität und Wandel sozialer Praktiken, Sinnzusammenhänge und Strukturen“

Konferenz am 29. und 30. September 2018 an der TH Nürnberg

11 „Männlichkeit(en) im Fluchtkontext“

2. Konferenz des Netzwerks Flüchtlingsforschung vom 4.- 6. Oktober 2018 am Zentrum Flucht und Migration in Eichstätt

12 „Methoden umweltsoziologischer Forschung“

15. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie der DGS am 11. und 12. Oktober 2018 in Frankfurt am Main

13 Die (Außer-)Alltäglichkeit ewiger Verdammnis. Überlegungen zu einer Soziologie der Hölle.

Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz, 21. und 22. Februar 2019

14 „Arbeitskonflikte und Gender – aktuelle und historische Perspektiven“

Tagung am 21. und 22. März 2019 in Nürnberg

Redaktionsteam

Andreas Schulz (M.A.), studiert Kultur- und Sozialanthropologie sowie Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Aufgaben: Vereinsvorstand, Heft- und Lektoratskoordination, Review.

Claas Pollmanns (M.A.), promoviert in Chemnitz. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review.

Eva-Maria Bub (Dr. des.), hat an der Universität Frankfurt/Main promoviert und ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Darmstadt. Aufgaben: Betreuung wissenschaftlicher Beirat, Social Media, Lektorat, Blogkoordination und Review.

Hendrik Erz (M.A.), hat Geschichte, Politikwissenschaften und Sozialwissenschaften in Bonn studiert und ist derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bonn. Aufgaben: Review.

Frederic Markus Gerdon (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Mannheim. Aufgaben: Social Media.

Laura Porak (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Wien und Volkswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität Wien. Aufgaben: Autor_innenbetreuung und Review.

Maik Krüger (M.A.), ist für wissenschaftliche Mitarbeit an der LMU München angestellt und promoviert dort. Aufgaben: Review und Rechnungsprüfung.

Markus Rudolphi (M.A.), studierte Soziologie, Philosophie und Geographie an der Universität Frankfurt/Main. Aufgaben: Review.

Nadja Boufeljah (M.A.), arbeitet als Coach in der Wiesbadener Jugendwerkstatt. Aufgaben: Anzeigen.

Sarah Kaschuba (M.A.), studierte Militärsoziologie und Militärgeschichte an der Universität Potsdam und der University of Mississippi. Aufgaben: Finanzvorstand, Lektorat, Interview.

Tamara Schwertel (B.A.), studiert Soziologie mit Schwerpunkt empirische Methoden der Sozialforschung sowie Philosophie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Autor_innenbetreuung, Lektorat und Review.

Tatiana Huppertz (M.A.), arbeitet als Semantic Expert bei der cognesys GmbH in Aachen. Aufgaben: Lektorat.

Veronika Riedl (B.A.), studiert soziale und politische Theorie sowie Französisch an der Universität Innsbruck. Aufgaben: Review, Layout, Satz und Bildredaktion.

Wibke Henriette Liebhart (M.A.), promoviert im Forschungsprojekt “Politics of Wonder” am Soziologiestitut der Universität Freiburg. Aufgaben: Autor_innenbetreuung, Lektorat und Review.

DANKSAGUNG

107

Das Soziologiemagazin wird – samt dem dazugehörigen Verein – ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent_innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und Professor_innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor_innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor_innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser_innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Professionelle Software für Qualitative & Mixed Methods Forschung

Erfolgreich studieren mit MAXQDA: Die leistungsstarke Software unterstützt die Analyse von Feldnotizen, Interviews, Text-, Bild-, Audio- und Videodateien, Webseiten, Twitter und mehr. Die Variante MAXQDA Analytics Pro enthält zudem das Stats-Modul für statistische Auswertungen.

Daten erheben - organisieren - analysieren - visualisieren - präsentieren

Unschlagbare Preise für Studierende und Promovierende:

45€

MAXQDA
Standard

Laufzeit: 6 Monate

89€

MAXQDA
Standard

Laufzeit: 2 Jahre

99€

MAXQDA
Analytics Pro

Laufzeit: 1 Jahr

Für Windows
& Mac

14 Tage testen

Voll funktionsfähige
Demoversion

maxqda.de

Impressum

HERAUSGEBER

soziologiemagazin e.V.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)

Claas Pollmanns (Vorsitzender)
Andreas Schulz (stellv. Vorsitzender)
Sarah Kaschuba (Finanzen)

vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION

Andreas Schulz, Claas Pollmanns,
Clément Dréano, Eva-Maria Bub, Frederic
Markus Gerdon, Hendrik Erz, Laura
Porak, Maik Krüger, Markus Rudolfi,
Nadja Boufeljah, Sarah Kaschuba,
Saskia Reise, Tamara Schwertel, Tatiana
Huppertz, Veronika Riedl, Wibke Henriette
Liebhart

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

EDITORIAL DESIGN

Veronika Riedl

ILLUSTRATIONEN UND FOTOGRAFIEN

Veronika Riedl

ANZEIGEN

Ansprechpartner: Claas Pollmanns
anzeigen@soziologiemagazin.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 01.05.2015

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit
Blätzel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof.
Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff,
Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Prof. Dr. em. Rein-
hard Kreckel, Prof. Dr. Thomas Kron, Dr. Diana
Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne Nie-
krenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cor-
nelia Schadler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin
Siri, Dr. Irene Somm, Prof. Dr. Manfred Stock,
Dr. Sylvia Terpe, Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Prof.
Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

Jährlich zwei Hefte. Open Access
PREIS: Einzelheft Print EUR 13,00 (inkl. MwSt.,
zzgl. Versandkosten); E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
www.budrich-journals.de und auf
www.soziologiemagazin.de

BESTELLUNGEN PRINT

bitte an den Buchhandel oder den Verlag
Barbara Budrich

Stauffenbergstr. 7

D-51379 Leverkusen-Opladen

Tel.: +49 (0)2171.344.594

Fax: +49 (0)2171.344.693

info@budrich.de

www.budrich-journals.de

www.budrich-verlag.de

www.budrich-academic.de

Heft 17, Jg. 10, 2018

© 2018 Verlag Barbara Budrich

Opladen | Berlin | Toronto

ISSN 2198-980X

Konsum und Verhalten

in kapitalistischen und postmaterialistischen Gemeinschaften

Konsum ist ein komplexes Agieren in der Gesellschaft, welches zum einen selbstverständlicher Bestandteil unseres soziokulturellen Lebens ist und zum anderen durch Individuen, Gruppen und Institutionen gestaltet wird. In westlichen Wirtschaftswissenschaften hingegen werden Konsumstrukturen häufig nur als Teil eines ökonomischen Kreislaufes von Produktion, Distribution und Konsum gedacht.

Weg von dieser hegemonialen und „westlich“ geprägten Diskussion von Massenkonsum und Konsumgesellschaft(en) bestimmen Konsumgewohnheiten soziale Handlungen und Beziehungen und haben im Kontext von Globalisierungen Auswirkungen auf lokale und globale Praktiken. Während westlich sozialisierte Ökonomen oftmals eine „Konsumüberforderung“ für den globalen Norden konstatieren, verdeutlichen ethnografische Studien, dass Konsum so viel mehr bedeutet als Dinge zu kaufen, zu nutzen und zu verbrauchen. Denn Gemeinschaften im Sinne Tönnies, die sich durch ein starkes „Wir-Gefühl“ definieren und sich klar von anderen Gruppen abgrenzen, können durch den bewussten Konsum ihre eigenen gesellschaftlichen Determinanten mitgestalten. Dies gelingt, da jede Form von materiellem Besitz eine soziale Bedeutung in sich trägt und somit als ein zwischenmenschliches Kommunikationsmittel angesehen werden kann. So dienen Konsumpraktiken nicht ausschließlich der Bedürfnisbefriedigung, sondern der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen. Auch die soziologischen Klassiker *Die feinen Unterschiede* (Bourdieu) oder *The World of Goods* (Mary Douglas)

verdeutlichen, dass Konsumstrukturen Klassenbeziehungen reproduzieren oder auch Kultur stabilisieren.

Aber wie haben sich Konsumpraktiken in der Gegenwart gewandelt? Wie bestimmen Konsummuster Gemeinschaften und welche Ausdifferenzierungen und Exklusionen finden auf Basis von Konsum statt? Wie konsumieren außereuropäische Gemeinschaften und Gesellschaften und welche Unterschiede lassen sich in postmaterialistischen Gemeinschaften hinsichtlich intersektionaler Fragestellungen ausmachen? Welchen Einfluss haben etwa Individualisierungstendenzen sowie Auseinandersetzungen in Medien und Politik auf das Konsumverhalten? Wie steht es um die Zukunft der viel umschriebenen Konsumgesellschaft? Welche Rolle spielen Rituale, Feste und Praktiken wie Gabentausch in diesem Zusammenhang? Und welchen Beitrag können soziologische Theorien bei der Beantwortung dieser Fragen leisten?

Das alles wollen wir von Euch wissen! Schickt uns Eure Texte zu diesen oder auch weiteren Fragen zum Thema bis zum **1. Juni 2018** an [einsendungen\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:einsendungen[at]soziologiemagazin.de). Darüber hinaus sind wir wie immer themenunabhängig an Euren Rezensionen, Interviews oder Tagungsberichten interessiert.

Hilfestellungen für Eure Artikel bekommt ihr auf unserem Blog unter [Hinweise für Autor_innen](#). Ihr wollt nicht schreiben und habt visuelle soziologische Arbeiten in bewegter oder nicht bewegter Form? Dann schickt sie uns. Wir sind gespannt auf Eure Arbeiten!